

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 44

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Rainer Horbelt Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 44

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 44

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2014 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-1040-5
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

<i>Der Platz</i>	7
Aus dem Roman <i>Die Zwangsjacke</i>	13
Aus dem Erzählband <i>Schigolett</i>	
<i>Arbeitseinsatz</i>	33
<i>Schigolett</i>	59
Aus <i>Geschichten vom Herrn Hintze</i>	
<i>Herr Hintze denkt über seinen Aufstieg nach</i>	89
<i>Herr Hintze und die Historie</i>	91
<i>Herr Hintze leistet Entwicklungshilfe</i>	93
Aus <i>Bürokrats wir kommen!</i>	
<i>Einleitung</i>	96
<i>Einige Anmerkungen zum Wesen des Bürokrats</i>	101
<i>Besondere Merkmale</i>	102
<i>Die zweite Stufe der Folter: ein persönlicher Besuch</i>	104
<i>Formulare, Formulare</i>	106
Aus dem Roman <i>Das Projekt Eden oder die große Lüge der Fernseh-Macher</i>	109
Aus dem Kriminalroman <i>Die Tote in der Zisterne</i>	120
Nachwort	139
Textnachweise	171

Der Platz

Betonrund. Flimmernd in weißer Sonne. Schweißstinkender Stein. Striche und Kästchen draufgemalt. Für parkende Autos. Heute parkt hier kein Auto. Von weißen Häusern umrahmt. Platz, wo jede Wand ihre Geschichte hat. Hitzeerbrechend. In der Mitte ein Brunnen. Kaltes, erfrischendes Wasser in Bronzequadern. Form eines Obelisks. Wasser schabt am Metall. Moos am Brunnenboden. Das Wasser tönt. Eintönig. Die Häuser haben keine Fenster. Die Türen sind zu. Weiße Fensterläden. Verschlossen. Durch die Ritzen dringt kein Licht. Straßen durchbrechen die Häuser. Fünf Straßen. Das Wasser des Brunnens fließt in fünf Becken. Mosaik im Brunnensockel. Bunte Steine im Beton. Der Beton ist weiß. Wie die Mauern und die Sonne und die Fensterläden. Schneeweiß. Die Straßen sind schwarz. Der Platz ist leer.

Es steht an den Plakatsäulen und den Bretterwänden.

MORD.

Es hängt über Häusern und warnt an Ecken.

MORD.

In den Bars und aus dem Radio, von den Fernsehschirmen und in den Kinos.

MORD.

Vierspaltig in den Abendzeitungen.

MORD.

Und sie haben den Mörder noch nicht gefaßt. Die Fensterläden bleiben geschlossen. Er geht um. Der Mörder. Durch die Straßen und Gassen. Nur der Platz bleibt leer. Angst. Angst steigt in den Magen. Schnürt die Kehlen zu. Und die Kinder weinen. Die Miliz patrouilliert. Frauen pissen in rosa Schlüpfen. Vor Angst. Männer rauchen. Eine Filterzigarette, die schmeckt. Sie werden ihn fassen. Den Mörder. Der den Kindern die Daumen abschneidet, wenn sie lut-

schen. Und Jungfrauen vergewaltigt, die keine mehr sind.
Und Männer mutig macht. O, schaurig schön sind der
Mörder und die Angst.

Und dann riecht es auf dem Platz. Nach Bratkartoffeln und
Sauerkraut. Es ist Mittag. Aber das Essen schmeckt nicht.
Der Mörder geht um. Aber die Uniformen werden ihn
fassen. Verhaften. Vom Leben zum Tod bringen. Sie fassen
jeden. Sie werden auch ihn fassen, packen, strangulieren.
Wartet nur! Habt Geduld!

Aus den Straßen: das Gerücht. Auf dem Platz: das Gerücht.
Kriecht durch die Mauerritzen. Steigt aus den Suppenterrin-
nen. Doch die Mutter blicket stumm auf dem ganzen Tisch
herum. Noch die Angst, aber auch das Gerücht.

Und sie glauben es. Das Gerücht: Sie haben ihn. Irgendwo
in den Straßen haben sie ihn gepackt. Gehetztes Wild. Sie
haben ihn nicht erledigt. Nicht tot gemacht. Nur gepackt.
In Eisen gefesselt. Marschtritt der Grünen. Fensterläden
werden aufgestoßen. Tausend Gesichter. Neugierig. Freu-
dig. Vor Erregung rot. Und Türen öffnen sich. Und Tau-
sende stürzen heraus. Bilden einen Kreis. Auf dem Beton-
rund. Um den Brunnen und die Grünen. Und die Grünen
um den Mann. Den Mörder. Ein Gesicht. Das ist er also.
Der sie alle morden wollte. Eine ganze Stadt. Die Menge
raunt. Leise und dann lauter. Die Kinder tanzen Ringelrei-
hen und singen dazu »Möada, bösa Möada!« Und zeigen
mit Fingern. Und spucken. Und die aus den Häusern
schreien. Schrei der Empörung. Der Wut. Der Masse. Und
Hände greifen nach Steinen. Die haben sie mitgebracht.
Wer aber unter euch ist, der erhebe den ersten Stein. Und
der Stein wird geworfen. Der Stein der Masse. Einer hat
ihn geworfen.

Der Platz ist leer.

In der Mitte des Platzes liegt ein Mann.

Weißer Sonne flimmert. Steine erbrechen Hitze. Häuser
haben geschlossene Fensterläden und weiße Mauern. Der
Brunnen fließt ruhig. Von Quaderbecken zu Quaderbe-

cken. Um diese Stunde ist keine Wasserträgerin am Brunnen. Fünf Straßen ohne Sonne. Der Platz ist hell. In der Mitte der Brunnen und ein Mann. Das Opfer. Die Luft flirrend. Schwüle Mittagshitze. Siesta. Er hatte es vorher angekündigt. Jedermann wußte es. Und neben dem »Die Liebe teilt« und »Kampf der Zuhälterei« konnte man lesen: »Einer will sich morgen erhängen, verbrennen, Hand an sich legen...« Morgen. Auf dem Platz. Wollte einer sterben. Für die Freiheit, für Vietnam, gegen den Hunger in der Welt, aus Protest, aus Angst, im Glauben an eine bessere Welt. Sie wußten es, und sie würden kommen. Sie würden es nicht verhindern. Ein Schauspiel. Die Reporter. Sie hatten es angekündigt. Die Mütter und Kinder. Sie konnten weinen, schreien, auch etwas sehen. Die Polizisten. Sie konnten abriegeln. Die Männer, die Protest wollten. Die Intellektuellen, die mit feinen Gesichtern lächeln und Gleichgültigkeit zwischen den Barthaaren verbergen. Morgen würde es soweit sein. Und sie werden kommen.

Noch ist der Platz leer.

Und in der Nacht sieht man nicht das Weiß der Häuser. Die persilreinen Fassaden. Hört nicht das Rauschen der Wasser. Der Brunnen ist noch abgestellt. Nur dumpfes Hämmern. Sie bauen Egmonts schwarzes Gerüst. Schichten das Holz für Jeanne d'Arc. Für sie, die morgen sterben sollen. Oder wollen. Sie haben schwarze Kapuzen auf. Die, die hämmern. Die morgen nicht sterben werden. Und das Geräusch tönt nicht hinter die verschlossenen Türen. Stört nicht die Wattebauschträume.

Es ist Morgen. Morgens. Sechs Uhr. Der Platz voller Menschen.

Dichtgedrängtes Rund. Wie im Amphitheater. Blendaxmünder reden von ihm. Den ihr morden werdet. Gemordet habt. Er hat die Welt erlöst. Freut Euch liebe Christeng'mein. Ihr werdet die Mörder bleiben. Gassen von stinkenden Leibern. Laßt das Kind doch auch etwas sehen.

Wie alt ist er eigentlich?
Nachts das überflüssige Wasser aus dem Körper ...
Stimmt das wirklich?
Klaus, komm hier.
Nehmen Sie doch den Hut ab.
So ist es im Leben.
Mutti! Mutti!

Und dann schweigen sie. Und er kommt durch die Gasse der anderen. Tritt in ihre Mitte. Steht schweigend. Der gelbe Mönch aus Saigon. Das zarte französische Mädchen. Der Revolutionär und der Schinderhannes. Der Ketzer und der Staatsmann. Kein Ton mehr. Sie schweigen. Dann: Brennende lebende Fackel. Verrenkte Hälse. Schrei der Weiber. Geifern. Tränen. Das Zischen und Klacken der Guillotine. Ein Mensch wird vernichtet. Vernichtet sich selbst. Stirbt für eine Idee. Die Revolution frisst ihre Kinder. Stirbt, weil ihn die Gesellschaft eliminiert. Die, die herumstehen. Um die Gaskammer. Das Schauspiel: ein Galgen und ein Toter. Vom Leben zum Tode. Für etwas. Für die anderen. Von den anderen. Leichen wird man entfernen. Die Zuschauer werden sich zerstreuen. Die Fensterläden wird man wieder schließen. Was bleibt, ist ein Brunnen und ein Gerüst. Das Gerüst der Macht.

Der Platz ist leer.
In der Mitte des Platzes steht ein Gerüst.
Zwischen den Tempelsäulen steht er. Auf dem Forum. Marc Anton. Die Parteiparolen sind in den Stein gehauen. Auf Bretter genagelt. Seine Stimme tausendfach lautsprecherverhallt. Freunde, Römer!
Und Arbeiterhände ballen sich zur Faust. Recken sich in die himmlische Freiheit. Schiebermützen drängen sich um das Podest. Die Fenster haben die Läden weggeworfen. Fahnen überall. Blutfahnen an den weißen Wänden. Und

Stimmen rufen: »Kampf!« Und Kampf bricht aus Wänden und Steinen. Steigt hoch mit dem Brunnenwasser. Schließt euch zusammen. Lumpenhorden! Schlagt und mordet. Im Namen der Freiheit.

Und schwenkt eure Plakate. Haltet die Parolen in schweißigen, schwieligen Händen. Streckt die Hände empor. Eure Arbeiterhände, die in unsere Zeit nicht mehr passen. Schreit doch Frieden, wenn ihr Krieg wollt. Wollt ihr den totalen Krieg?

Und sie haken sich unter. Zittert ihr anderen. Tausend Brüder. Proletarier aller Länder vereinigt euch! Die neue Zeit kommt bestimmt. Vielleicht schon übermorgen. Dichtgedrängt Kopf an Kopf. Gegen die Macht. Für Recht und Einheit. Alle dieselben Mützen und dieselben Gesichter. Oder seid ihr es? Die Pazifisten? Keine Atomwaffen! Wollt ihr das? Kämpft dafür! Seid ihr es? Im Frack und Zylinder? Oder ihr? Schriftsteller und Analphabeten? Linksinstruktuellen und Kommunisten? Hört seine Stimme! Der, der oben auf dem Gerüst steht. Er ist einer von euch, nur besser. Er verkündet die neue Zeit und das Leben nach dem Tode. Hört die Stimme des Predigers in der Wüste. Laßt euch einlullen vom Traum des neuen Menschen. Er da oben braucht euch. Eure Hände. Für sich. Seinen Kampf. Mit euch. Wir dürfen nicht warten, bis sie uns ersticken. Wir dürfen nicht weichen, wenn sie uns erdrücken.

Und darum vorwärts! Vorwärts! Singt die Warschawjanka! Wohin führt euch der gute Hirte? Moses führte sein Volk in die Wüste. Napoleon in den russischen Schnee. Und Hitler führte ein Volk nach Auschwitz und Dachau. Sie halten ihre Fahnen hoch. Die Fahnen mit dem Emblem der Macht. Einer herrscht. Auf dem Gerüst. Tausend schreien. Da unten. Recken noch immer die Fäuste. Singen noch immer das Lied der neuen Zeit. Rostige Kehlen.

Demagogie liegt ihm nicht. – Beschwörende Geste der rechten Hand. Seine Zeit sei noch nicht gekommen.– Er würde es ihnen schon zeigen. – Faust in der Luft. Sie wür-

den siegen. – Lothringisches Kreuz mit zwei Fingern. Echo im Rund.

Verziehen? Niemals! Überzeugung im Gesicht. Abwehrend die Hände. Und viele warten. Auf das Wort. Und er: Wachsam, lauernd, beobachtend, gleichgültig und dann: Vorwärts!

Über die Lautsprecher. Ins Herz. Revolution.

Geht! Brecht die Macht!

Und die Verdammten dieser Erde wachen auf. Schließen ihre Reihen. Hören das Signal zum letzten Gefecht. Zug von Millionen. Sehen im Osten das Morgenrot und vor sich die Fahne. Das Sterben verlacht. Heilig die letzte Schlacht. Die Trommel ruft, die Banner wehn. Schritt der Massen in den Straßen, in den Gassen. Waffen in ihren Händen. Auf die Barrikaden. Sie erstürmen die Welt.

Der Platz ist wieder leer.

Sie, die hier standen: Blutiges Gewühl in den schwarzen Gassen. Schrei der Verwundeten. Der Platz ist ruhig. Die Fahnen sind Staub und die Fensterläden wieder geschlossen. Das Gerüst zerbrochen von den Axtschlägen der anderen. Auf dem Platz werden ihre Leichen liegen. Abermals Tausende. Und Mütter weinen nutzlose Tränen. Das Wasser tönt in bronzenen Brunnenquadern. Fließt ab. Durch ein Sieb am Boden des Steins. Sie werden eure Spruchbänder hier verbrennen. Blutverschmierter Beton. Weiße Häuser schweigen. Die Musik ihres Triumphmarsches ist schon zu hören. Die Steine für den Siegesbogen sind schon beschlagen. Die Fackelträger haben das Feuer entzündet. Der Marschtritt der Grünen klingt schon auf dem Pflaster der Straßen. Der Große wird sprechen. Und ein begeistertes »Ja« tausendfach im Betonrund.

Der Platz ist leer. Aus Beton steigt die Fäulnis empor. Menschen werden kommen. Aus den weißen Türen. Der Platz bleibt nicht leer.

Aus dem Roman *Die Zwangsjacke*

Schriftliche Aufzeichnungen des Hans Lenes aufgrund einer Vereinbarung mit dem Fernsehredakteur einer Westdeutschen Rundfunkanstalt

DIENSTAG, 21. MÄRZ 1972

Ich habe Ihnen mitgeteilt, daß ich alles aufschreiben werde. Mack hat es gesagt. Er hat gesagt, ich soll es tun. Mack wird mir helfen. Ich habe einen Entschluß gefaßt. Es wird etwas geschehen. Nicht mehr warten. Seit ich draußen bin, ist es nicht besser geworden. Nichts, was sich verändern würde. Der Ablauf der Tage. Bisweilen wieder ein Urteil mit Zustellurkunde.

MITTWOCH, 22. MÄRZ 1972

Der Beklagte.
Der Beklagte ist aus dem Gerichtssaal zu entfernen.
Das Urteil.
Das Urteil wird Ihnen zugestellt.

Eine Meinung.
Solche Leute.
Solche Leute sind beleidigt. Meinungen können sie einfach nicht ertragen. Es sind Leute, die frei sind, die was zu sagen haben. Arbeiten, verdienen Geld und leben. Denken. Nur an sich und Geld, Auto, Frau, Bett.
Solche Leute geben nicht gern zu, daß sie sich oft amüsieren und in Urlaub fahren können, Beamte, Richter, Direktoren, Psychiater. Solche Leute, mit denen ich zu tun habe. Sie alle wollen Geld, ich möchte vernünftig wohnen. Ich will lernen. Ich habe noch nie Urlaub gehabt und nie das Meer gesehen.
Ich brauche Hilfe.

EIN BRIEF, DATIERT 20.3.1972 (EINGEHEFTET)

Sehr geehrter Herr Lenes,
ich bestätige die mit Ihnen im Dezember 1971 mündlich getroffene Vereinbarung wie folgt.
Sie liefern uns in monatlichen Abschnitten, beginnend mit dem 1. Dezember 1971, endend mit dem 31. Mai 1973, den möglichst vollständigen Bericht Ihres Lebens, Ihrer Erfahrungen und Beobachtungen. Dieser Bericht soll Vergangenheit und Gegenwart enthalten. Wir waren übereingekommen, daß es sich um eine Art Doppeltagebuch handeln soll: Aufzeichnungen aus der Vertragszeit samt den dabei auftauchenden Erinnerungen von Ihrer frühesten Jugend an bis zum Beginn der Vertragszeit ohne Rücksicht auf die zeitliche Folge. Sie stellen uns alle Rechte, insbesondere das der Verwendung dieses Materials als Stoff eines Fernsehberichts oder Fernsehspiels zur Verfügung.
Wir sichern Ihnen zu, daß Ihr Name und alle Angaben, die auf Sie selbst Rückschlüsse zuließen, nicht erwähnt werden. Sie senden Ihre Aufzeichnungen jeweils innerhalb eines Monats an obige Adresse. Sie erhalten von uns monatlich ein Honorar in Höhe von DM 200,- beginnend mit dem 1. Dezember 1971, insgesamt also DM 3.600,-. Mit dieser Zahlung sind alle oben erwähnten Rechte abgegolten. Die erste Zahlung in Höhe von DM 800,- für die Monate Dezember 1971 mit März 1972 geht an Sie ab, sobald wir im Besitz der von ihnen unterschriebenen anliegenden Kopie dieses Schreibens sind.
Wir freuen uns über die getroffene Vereinbarung und verbleiben mit freundlichen Grüßen.

Anlagen

FREITAG, 24. MÄRZ 1972

ERFAHRUNGEN VERGANGENHEIT
BEOBACHTUNGEN GEGENWART
EINE ART DOPPELTAGEBUCH
AUFZEICHNUNGEN AUS DER VERTRAGSZEIT
ERINNERUNGEN OHNE RÜCKSICHT AUF DIE
ZEITLICHE FOLGE

Ich kann Geschichten erzählen. Aus den Lesebüchern. Vom Hirtenbübelein und der Hexe Kaukau. Was liegt daran? Wie eine Geschichte beginnen, die Keinen Anfang hat. Ich kann nicht dort beginnen, wo sie angefangen hat.

MITTWOCH, 26. APRIL 1972

Eine Wohnmöglichkeit. Ich kann mich nicht daran gewöhnen. Die Unterhaltungen im Nebenzimmer. Die Sprachen. Nichtsprechen können. Stille sein. Das große, alte Haus. Halbdunkel. Hinterhof.

Ich war krank. Herz. Schlaf. Verdauung. Mack verweist. Wie lange werde ich aushalten. Seit 23 Tagen keine Spritze. Die Innenseite der Oberschenkel: Geschwollen. Hochrot. Eiter. Ich habe Mullbinden gekauft. Darum gewickelt. Heute ein Brief.

... zur gefl. Kenntnisnahme übersandt ...

... teile ich Ihnen mit ... zum besseren Verständnis ... wurde Ihre Mutter damit vom Gericht verurteilt, den Namen des Vaters anzugeben ... weigert sich, Folge zu leisten ... Geldstrafe von ... ist eine Beugehaft von maximal sechs Monaten zu erwarten ... wünsche ich Ihnen gute Besserung. Anlagen.

Pochender Schmerz.

Lydia nimmt den Kopf in ihre Hände.

FREITAG, 28. APRIL 1972

Das wird es sein. Der Anfang. Das, womit alles begonnen hat.

EIN UNEHELICHES KIND

DER UNEHELICHE SOHN EINER ZIGEUNERIN

ELTERN BZW. NÄCHSTE ANVERWANDTE:
MUTTER: RENATE SABINE W ... GEB. LENES
VATER: UNBEKANNT

AUF IHRE OBIGE FRAGE TEILEN WIR IHNEN MIT,
DASS UNS DER AUFENTHALT DER MUTTER DES
OBIGEN DERZEIT NICHT BEKANNT IST.

Das wird es sein. Die Karteikarten. Es ist vermerkt. Aktenkundig.

SAMSTAG, 29. APRIL 1972

Mack ist wieder da. Er hat mir etwas mitgebracht. Wir haben über alles gesprochen. Ich war sehr aufgeregt. Mack hat mit einem weißen Taschentuch den Schweiß abgewischt.

Ich habe darüber nachgedacht. Es war so. Es konnte gar nicht anders kommen. Notwendigerweise so. Es mußte schief laufen.

So haben wir es gelernt in der Schule. Neben Gottesliedern und Vorlesungen und Sätze-Nachsprechen und Rechenaufgaben im Zahlenraum von eins bis hundert und Tellus-Lesebogen und Kneten.

Ich weiß es noch genau.

Wir haben das Schulheft wiedergefunden.

Mack sagt, ich soll es abschreiben.

16

DIE FAMILIE (ABSCHRIFT)

Die Familie ist die älteste, kleinste, aber wichtigste Gemeinschaft. Sie gründet sich auf die Ehe. Die Ehe gründet ein Menschenpaar fürs Leben zusammen. Die Grundlagen zur Ehe sind Liebe und Treue. Diese Tugenden umschließen als festes Band die Eltern mit ihren Kindern, die Kinder mit ihren Eltern.

RECHTE DES VATERS

Er gibt der Familie den Namen.

Er bestimmt den Wohnraum.
Er verwaltet das Vermögen der Familienmitglieder.

Er hat von diesem Vermögen die Nutznießung, selbstverständlich auch die Frau.

Er ist der gesetzliche Vertreter der Kinder.

PFLICHTEN DES VATERS

Er muß den angemessenen Unterhalt der Familie verdienen.

Er muß die Kinder seinem Stande gemäß erziehen.

RECHTE DER MUTTER

Sie hat die Schlüsselgewalt im Hause.

Sie vertritt den Mann, wenn er abwesend ist.

Nach dem Tode des Mannes tritt sie an seine Stelle.
Das tut sie auch, wenn der Mann aus irgendeinem Grund die elterliche Gewalt verloren hat.

PFLICHTEN DER MUTTER

Sie muß den Haushalt führen.

Wenn der Mann außerstande ist, muß sie den

Dazu gehören: Hilfe bei der Berufswahl, Bereitstellung der Aussteuer. Unterhalt sichern.

Sie nimmt den Namen des Mannes an.

DIENSTAG, 2. MAI 1972

Der Brief kam zurück, den ich geschrieben hatte. Wie bisher alle Briefe zurückgekommen waren. Die Adresse war falsch.

EMPFÄNGER UNBEKANNT VERZOGEN

Es blieb nichts übrig.
Nach einem Vater, nach dieser Mutter war zu suchen.
Dieser Entschluß war gefaßt.
Sie mußten gefunden werden.
Herr Rechtsanwalt Hauner hat seine Einwilligung gegeben.
Findet das Vorhaben
INTERESSANT.
Zehn Tage bezahlter Urlaub.
Mack hat seine Begleitung angeboten. Ich nehme an: das Interesse des Journalisten ist nun völlig erwacht. Jetzt, da alles so kurz vor einer Entscheidung steht.

Ich werde eine Waffe benötigen.

MITTWOCH, 3. MAI 1972

Autofahrt.
Neben Mack auf dem Beifahrersitz.
Wenn man nur einen Millimeter mit dem Steuerrad nach links lenkt, fährt man an die Leitplanke. Wahrscheinlich ist man tot.
Wenn man überholt, eine Autoschlange, und dann nach

rechts lenkt einen Millimeter: Sachschaden. Tausende.
Vielleicht ist man tot. Vielleicht sind auch andere tot.
Wenn man sich umdreht zum Rücksitz. Den Koffer öffnet.
Die Pistole nimmt aus dem Koffer. Mack in den Kopf
schießt. Wahrscheinlich ist Mack tot. Das Auto ...

Ein Hotelzimmer.

Schwere weiße Bettdecken. Zwei übereinander. Gestärktes
Bettlaken. An der Innenseite des Kleiderschranks ein Spie-
gel und eine Preistafel. Ein Zahnputzbecher aus Glas. Ein
Gestell für den Koffer. Alles sauber.

Ich lasse mich bedienen.

DEM HOTELDIENER GIBT MAN FÜR JEDEN GE-
PÄCKTRANSPORT ETWA EINE D-MARK PRO PER-
SON.

Das Markstück hatte ich mir vorher zurechtgesteckt in der
Jackentasche.

DONNERSTAG, 4. MAI 1972

Das Warten.

Die Meldebehörde. Der Bezirksfürsorgeverband. Das Städ-
tische Jugendamt.

Von Zimmer zu Zimmer. Akten sind verbrannt. Kaum
Auskünfte. Niemand ist zuständig.

Mißtrauen.

Nachmittags: Amtsgericht. Sozialamt.

FREITAG, 5. MAI 1972

Eine Zweigstelle der Caritas. Der kath. Frauenfürsorgeverein.

Das Gesundheitsamt. Noch einmal zur Meldebehörde.

Weiterfahren. Eine neue Stadt. Landesfürsorgeverein.

Landgericht. Kaum Erfolge.

EINE FOTOKOPIE, DATIERT 3. oder 8. MAI 1940
(INGEHEFTET)

Das genaue Datum ist nicht zu erkennen.

Das Amtsgericht I

Gegenwärtig: Justizinspektor Markmann als Rechtspfleger

Ich bleibe dabei, daß ich mit einem Manne, der sich mir als Gustav Leeb ausgegeben hat, ausschließlich in der gesetzlichen Empfängniszeit Geschlechtsverkehr gehabt habe. Ich bin nur einmal mit dem Manne zusammengewesen. Er hat mir gesagt, daß er in Scheidung lebt. Er hat mir auch ein Schriftstück gezeigt, das darauf Bezug hatte. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, welche Dienststelle dieses Schriftstück ausgefertigt hatte. Weiter hat er mir gesagt, daß er bei der Geheimen Staatspolizei beschäftigt sei. Früher sei er bei der Leibstandarte »Adolf Hitler« in Berlin gewesen. Seine Frau sei Änderungsschneiderin. In der Gaststätte »Zum Stern«, wo ich den Mann kennengelernt habe, war er bei der Bedienung unter dem Spitznamen »Goldfasan« bekannt. Weitere Angaben kann ich nicht machen. Diese Aussage entspricht der vollen Wahrheit.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

Zwei Unterschriften.

(Der Name Leeb ist auf der Kopie – wohl von Lenes – mit Rotstift unterstrichen.)

Handschriftlich darunter (steile Sütterlin-Buchstaben) ohne Angabe eines Datums: In der Vormundschaftssache Hans Lenes konnte der Erzeuger nicht festgestellt werden, da die Mündelmutter keine genaueren Angaben als obige zu machen in der Lage war. Ausführliche Untersuchungen haben ergeben, daß ein Gustav Leeb hier nicht gemeldet ist und auch nicht gemeldet war. Die Geheime Staatspolizei und die Leibstandarte-SS »Adolf Hitler« teilten auf Anfrage mit, daß ein Gustav Leeb bei ihnen nicht in Dienst steht und auch nicht gestanden hat. Es ist daher ein Einzelvormund

zu bestellen. Es ist beim Amt für Volkswohlfahrt nach einer entsprechenden Person zu suchen.
Unterschriftszeichen.

EINE FOTOKOPIE, OHNE DATUM (EINGEHEFTET)

Betr.; Pflegling Hans Lenes, geb. 23.11.1939
Auf unser Schreiben vom 13. 8. 1947 teilen Sie uns mit, daß Ihnen der derzeitige Aufenthalt der Mutter des Obigen unbekannt sei.
Wir bitten aber, sobald bekannt ist, wo sich die Mutter des Obigen aufhält, um Mitteilung, damit wir sie zum Unterhalt des Obigen heranziehen können.
Im Auftrage
Unterschrift

EINE FOTOKOPIE, OHNE DATUM (EINGEHEFTET)

Betr.: Pflegling Hans Lenes, geb. 23.11. 1939
Auf Ihre Anfrage teilen wir Ihnen folgendes mit:
Nach Ermittlungen, die wir von der Staatsanwaltschaft durchführen ließen, ergab sich, daß sich unter der Adresse, welche Sie uns in Ihrem Schreiben vom 25.6. d. J. als mutmaßlichen Aufenthaltsort der Mutter des Obigen mitteilten, lediglich die Großeltern des Obigen aufhalten. Die von Ihnen mitgeteilte Adresse bezeichnet ein Barackenlager außerhalb Saarbrückens, nahe der französischen Grenze. Die Großeltern des Obigen bewohnen dort zwei kleine Räume in einem abgestellten Wohnwagen. Zu Unterhaltsleistungen sind sie nicht heranzuziehen. Laut Auskunft der o. g. soll sich die Mutter des Obigen ebenfalls im Saarland aufhalten, die nähere Anschrift ist angeblich nicht bekannt.
Im Auftrage
Unterschrift

MITTWOCH, 24. MAI 1972

Ich versuche jetzt, von vorne anzufangen:

Ich, Hans Lenes, wurde im Jahre 39 geboren. Meine Mutter war eine Zigeunerin. Mein Vater unbekannt. Ich wurde 1943 in eine Heil- und Pflegeanstalt eingeliefert, obwohl ich nicht verrückt war oder bin. 1946 wurde ich verlegt in eine andere Anstalt. Dort besuchte ich dann auch die Hilfsschule. 1952 ...

Das Gesicht.

Ich erinnere mich jetzt genau an sie. Sommersprossen im Gesicht. Ihr Besuch in der Anstalt. Sie gab sich damals aus als meine Tante. Es war BESICHTIGUNG.

Die Oberärztin sagte später, sie sei meine Mutter. Die Anstaltsinsassen waren alle auf dem Hof.

Leo.

Leo drehte seine Runden im Rennwagen. Mit Gebrüll vom dritten in den vierten Gang.

Alle freuten sich. Alle waren auf dem Hof und spielten. Seit Wochen das erste Mal. Die Besucher dachten, es geht uns gut. Oberhalb des Zauns war Stacheldraht gespannt.

Ihr Gesicht. Starker Bartanflug auf der Oberlippe, aber nur an einer Stelle. Immer greift sie wie schuldbewußt in den Ausschnitt ihrer Kostümjacke, zieht den Büstenhalter zu-recht.

Kleiner Körper. Schwere, breite Hüften.

Das Gesicht.

Streichelte sie mein Gesicht?

MONTAG, 29. MAI 1972

Wieder ein Brief:

Zur gefl. Kenntnisnahme übersandt ... teile ich Ihnen mit, daß wir über das Amtsgericht ... folgende jetzige Adresse Ihrer Mutter ... in Erfahrung bringen konnten:

Anlage: Schreiben des Amtsgerichts ... vom ... Eine Land-

karte. Ein Dorf – eine Stadt im Saarland. Auch an diese Adresse werde ich einen Brief schreiben.
Ich darf keine Möglichkeit auslassen.
Nur noch dieser Gedanke: Sie finden.

DIENSTAG, 6. JUNI 1972

In der Post der Brief vom Montag.
Der übliche Vermerk: Empfänger unbekannt verzogen.
Geld vom Fernsehen ist angekommen.
Von dem Geld beschafft:

1 Herrenanzug	=	159,00DM
1 Paar Schuhe	=	24,50 DM
1 weißes Hemd	=	17,00 DM
Handschuhe	=	23,95 DM
1 Paar Socken	=	7,90 DM
1Mantel	=	<u>98,00 DM</u>
insgesamt	=	330,35DM

400,00 DM eingezahlt bei der Deutschen Bank auf ein Sparkonto.

MITTWOCH, 7. JUNI 1972

RUHIG, GANZ RUHIG – hat Herr Doktor gesagt – AN NICHTS DENKEN
MUT – hat Herr Doktor gesagt – MUT BESTEHT DARIN, DASS MAN DIE GEFAHR SEHEND ÜBERWINDET

Ein Schreibtisch. Schwarze Ledersessel. Das Geräusch der Klimaanlage.
Was wird morgen sein?

IM LEBEN IST NICHT DER AUFSTIEG DAS BESONDERE – hat Herr Doktor gesagt – SONDERN DER ABSTIEG, DER MISSEFOLG

Alpträume. Wenn ich stürze, wenn ich den Schacht hinter

falle, immer schneller, wenn sie mich verfolgen.

DU MUSST NEUE WEICHEN STELLEN – hat Herr Doktor gesagt – UNGLÜCK IST OFT NICHTS ALS UNVERSTAND. DIE PROBLEME DES ALLTAGS, DU WIRST NICHT FERTIG MIT IHNEN, DU QUÄLST DICH.

Er steht auf, zieht seinen weißen Kittel aus, hängt ihn in den Schrank, setzt sich wieder, faltet die Hände vor sich auf dem Schreibtisch, nimmt einen Kugelschreiber, schreibt etwas auf ein Blatt Papier, sieht mich an.

Angst.

WARUM ANGST? WARUM ANGST VOR DEM UNAUSWEICHLICHEN – hat der Doktor gesagt – WIR LEBEN ALLE IN EINEM NIEMANDSLAND ZWISCHEN EIN BISSCHEN GLÜCK UND SCHICKSAL. DU KANNST DIR SELBER HELFEN – hat Herr Doktor gesagt – RAFFE DICH AUF, MACH DIR POSITIVE GEDANKEN, FREUE DICH AUF JEDEN TAG.

Er legt mir die Hand auf die Schulter: ES WIRD SCHON. Ich habe alles genau behalten. Ich mache mir nur noch positive Gedanken. Er sagt, mir hilft Arbeiten und Hoffen. Schlafen, viel schlafen und lachen soll ich. Ich soll mir ein Ziel setzen. Ich soll sagen jeden Tag, wenn ich aufstehe, soll ich sagen, es geht mir gut, mir kann nichts geschehen.

FURCHT – hat Herr Doktor gesagt – FURCHT IST MANGEL AN SELBSTVERTRAUEN.

Ich soll alle Fehler bei mir suchen. Ich soll nicht mehr an die alle denken, die mir das getan haben. Ich soll keinen Menschen hassen. Ich soll alles aus meinen Gedanken streichen. Ich soll jeden Tag einmal lachen, ich soll jeden Tag etwas unternehmen. Er sagt, ich soll den Willen der anderen vollstrecken, fröhlich soll ich es tun, dann wird es mein eigener Wille. Ich soll das Leben lieben, und das Leben wird mich lieben.

DONNERSTAG, 8. JUNI 1972

Ein Brief mit Zustellurkunde. Ich werde abschreiben. Das, was wichtig ist. Beschluß (unterstrichen) in Sachen des Boten Hans Lenes, geb. am 23. 11. 1939 in Friedigerode, Antragstellers, gegen 1., 2., 3., 4., 5., 6., Antragsgegner wegen Schadenersatzes.

Dem Antragsteller wird das nachgesuchte Armenrecht verweigert.

Gründe ... Der Antragsteller ist zwar arm im Sinne des § 114 ZPO. Die von ihm beabsichtigte Rechtsverfolgung gegen die Antragsgegner ... bietet jedoch keine hinreichende Aussicht auf Erfolg ... daß die Einweisung in eine Heil- und Pflegeanstalt zu Unrecht erfolgt sei, weil das ... Aufnahmegutachten falsch sei und er nie ordnungsgemäß auf seinen Geisteszustand untersucht worden sei ... ist eine Rechtsverfolgung deshalb nicht erfolgversprechend, weil der Antragsteller den ihm obliegenden Beweis für die Richtigkeit seines Vorbringens nicht erbringen kann ... Auch durch ein einzuholendes Fachgutachten läßt sich der erforderliche Beweis nicht erbringen. Auch wenn ein solches Gutachten dem Antragsteller bestätigen sollte, daß er geistig normal ist, so ist damit nicht der Beweis erbracht, daß die früheren Diagnosen falsch gewesen seien ... auch im Alter von fünf Jahren war die Sprache des Antragstellers

unentwickelt und zurück, wie die ... Eintragungen zeigen ... als der Antragsteller bereits sieben Jahre alt war ...: »flüchtig, undeutlich, gleicht dem Kleinkind ... a weiße niß = ich weiß das nicht ... « ... beachtet man weiter, daß die Personen, die den Antragsteller in den genannten Anstalten zu betreuen hatten ... fachliche Kenntnisse ... Ausbildung ... aufgrund ihrer Tätigkeit ... nicht beweisen kann, daß er zu Unrecht in den genannten Anstalten war ... Dafür, daß er in diesem Falle eine bessere schulische und berufliche Ausbildung gehabt hätte, besteht kein begründeter Anhalt ... soweit der Antragsteller gegenüber den Antragsgegner zu 4. und 5. noch geltend macht, er sei mißhandelt, schlecht gepflegt und auch ärztlich nicht richtig betreut worden, ist sein Vortrag unsubstantiiert ... Erziehungsmaßnahmen... notwendig bei Kindern, die in Heimen untergebracht sind... Aufrechterhaltung der Anstaltsordnung ... gleiche gilt ... angeblich schlechte Kost ... nach alledem ... wie geschehen zu beschließen ... das Landgericht ... Zivilkammer ... Unterschriften.

Heute dieser Brief. Was nun noch?
Irgendwer da? Keinen Trost mehr!!

FREITAG, 9. JUNI 1972

Kein neuer Anfang. Ein Ende möglich machen.
Man muß ihnen den Vorwand liefern, ein Ende möglich zu machen.

Jemandem mit dem Vorschlaghammer den Schädel einschlagen. Die Frau vergewaltigen und ihr mit dem Messer den Bauch aufschlitzen. Jetzt erst recht. Nur den Mut noch haben.

Anfangen, es zu Ende zu bringen.

EINE STRAFBARE HANDLUNG IST NICHT VORHANDEN, WENN DER TÄTER ZUR ZEIT DER TAT WEGEN BEWUSSTSEINSSTÖRUNG, WEGEN KRANK-

HAFTER STÖRUNG DER GEISTESTÄTIGKEIT
ODER WEGEN GEISTESSCHWÄCHE UNFÄHIG
IST, DAS UNERLAUBTE DER TAT EINZUSEHEN
ODER NACH DIESER EINSICHT ZU HANDELN!

Nichts, was noch einzusehen wäre.

Nichts, was nicht möglich wäre.

SAMSTAG, 10. JUNI 1972

Wieder die Unfähigkeit, etwas zu tun.

Der Ausschlag.

Die Krankheit hat sich über den ganzen Körper gebreitet.
Blutige, nässende Wunden. Juckreiz. Keine Möglichkeit zu
schlafen,

nachzudenken über das,

auszuruhen.

Tagträume.

Kellerlöcher.

Mack. Mack auf der Kartoffelkiste.

Schlägt mit dem Hammer meine Maschinen kaputt.

Die Ledermäntel verfolgen mich. Zwei Schatten an der
Bretterwand.

Mack klettert an der Dachrinne hoch und rutscht wieder
runter. Rauf und runter.

Kalt ist es.

Wie er Mutter mit der Hand unter den Rock gefaßt hat
auf den Arsch geschlagen hat.

MONTAG, 12. JUNI 1972

Ich habe meinen guten Anzug angezogen.

Ich habe Herrn Rechtsanwalt einen Brief geschrieben, daß
ich nicht mehr kommen werde.

Ich habe meine Sachen alle in einen Koffer gepackt, den
mir Mack nach unserer Reise geschenkt hatte.

Ich habe alles Geld abgehoben.

Lydia weiß Bescheid. Sie bringt das mit dem Zimmer in Ordnung.

Wohin eigentlich?
76 Mark die einfache Fahrkarte nach Saarbrücken.

MONTAG, 19. JUNI 1972

Die alte Frau kommt aus dem Wagen, Pechschwarzes Haar
trotz der Jahre, Brauner langer Rock.
Sieht mich stehen,
Sage ich: ICH BIN LENES,
Sieht mich an. Lange Zeit.
Kommt die Treppe herunter.
Kommt auf mich zu.
Sieht mich an, Schüttelt den Kopf. Ein, zweimal.
Geht wieder in den Wagen.
Warten.

KOMM

Im Wagen dieser Geruch
diese Borten überall
diese Kleider auf dem Bügel am Wandschrank
alles buntbemalt.

Die alte Frau am Tisch.
Holt eine Flasche vom Bord. Gläser.
KATSCHEDI SCHWECHEN.
Bitter und scharf der Schnaps.
Sie spricht nicht. Sieht mich nur an. Ohne Bewegung.
LENES. ICH BIN LENES.
So? Sie lacht.
Spricht dann hastig. Worte, die ich nicht verstehe.
Hört plötzlich wieder auf.
MUTTER. WO IST MUTTER?
Schweigt.
Dann: WEISS ICH?

CHICAGO VIELLEICHT! WEISS ICH?
Sage ich: UND DER MANN. WO IST DER MANN?
Sagt sie: MULO. TOT. ALLE TOT. MEIN MANN. IHR
MANN.
ALLE TOT.
Nickt vor sich hin.
Flasche. Trinkt.
KATSCHEDI SCHWECHEN.

Bringt zu essen.

DIENSTAG, 20. JUNI 1972

Sechs Tage lang diese Suche.
Keiner konnte Auskunft geben.
Dann habe ich sie gefunden. Den Wohnwagen an der
Grenze.
Autowracks in der Nähe.

Heute:
Der Wohnwagen leer – nicht verschlossen. Warten. Es
kommt
niemand. Ich bin sicher. Sie weiß etwas. Ich bin sicher.
Großmutter. Sie ist meine Großmutter.

Das Zimmer kostet 18 Mark.
Die Pension liegt in der Nähe der Eisenbahnschienen.
Nachts kann ich Züge hören.

MITTWOCH, 21. JUNI 1972

NABELO, sagt sie
schlägt mit der flachen Hand gegen ihre Stirn
schlägt gegen meine Stirn und lacht.
NABELO, VERSTEHST
Geht weg, die drei Stufen zum Wagen rauf

lacht noch immer.
Hört plötzlich auf.
Sieht mich an. Kichert.
NABELO.

SAMSTAG, 24. JUNI 1972

Sie bringt zu essen. Zu trinken.
Setzt sich an den Tisch.
Sieht mich an. Schweigend.
Sieht, wie ich esse.
Tagelang.

SONNTAG, 25. JUNI 1972

Ich habe ihr alles erzählt.
Vom Heim, von Mack, von der Mutter, was ich weiß.
Von ihr kaum mal ein Wort.
Worte, die ich nicht verstehe.

Nur einmal:
Sie nimmt meine Hand in ihre faltigen, braunen Hände.

DIENSTAG, 27. JUNI 1972

Die Adresse.
Sie hat sie hervorgeholt unter Tüchern aus dem buntbemal-
ten
Wandschrank.
Abgerissen: die Rückseite eines Briefkuverts.
Zum Abschied kein Gruß.
Sagt sie: WENN DU WILLST – KOMM WIEDER.

DONNERSTAG, 29. JUNI 1972

Ich versuche zu beschreiben.
Schienen einer Eisenbahnlinie. Ein kleiner Bahnhof mit

Abstellgleisen. Eine große Menge ausrangierter Dampflokomotiven.

An der Bahnlinie die Gastwirtschaft. Die Frontscheiben zerschlagen. Zeitungspapier darübergeklebt. Auf dem Boden Zigarettenkippen, Dreck.

Darüber wohnt sie. Holztreppe. Grüne Rollos vor den Fenstern. Das Zimmer im Halbdunkel. Fernsehen läuft. Auf der Couch schläft ein Mädchen. Tapeten hängen von den Wänden. Stickige Luft.

Ich habe sie sofort wiedererkannt. Sie hat ein blaues Sackkleid an, ohne Ärmel, darunter einen Pullover. Zahnlücken.

WAS WILLST DU?

Sie hat mich nicht gekannt.

Dann ist sie glücklich, daß sie mich wieder hat.

In der Nacht habe ich im großen Ehebett geschlafen. Auf der einen Seite meine Mutter, auf der anderen Seite meine Schwester.

LENI nennt sie meine Schwester

LENI

Erinnerung: Kinderschrei

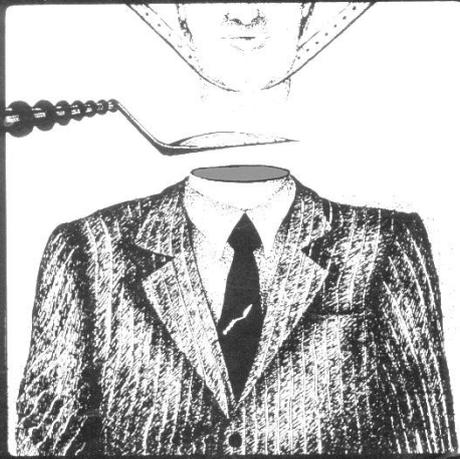
Jahrelang ging mir der Name durch den Kopf. Von einer Schwester wußte ich nichts.

Nur der Name: LENI

Sie sagt, als sie schwanger war, damals vor 33 Jahren, hat sie Selbstmord versucht von einer Eisenbahnbrücke. Aber sie blieb am Leben. Fast wäre ich gar nicht geboren worden.

Rainer Horbelt

Schigolett



 Braun

Aus dem Erzählband *Schigolett*

Arbeitseinsatz

Erschreckend. Das Geräusch des Weckers. Schmerzhaft und traumzerreißend. Unerträglich laut.

Er hatte sich nie daran gewöhnen können. All die Jahre nicht. Dieser MOMENT-AUGENBLICK-NU vor dem Aufstehen am Morgen. Das Gefühl der Kälte zwischen den Augen. Die eiterverklebten Lider. Der fade Geschmack nach synthetischem Essen auf der Zunge. Die Übelkeit, die sich im Magentrakt ausbreitet, signalisierend, daß der Darm entleert werden mußte.

Nachsinnen über Traumgestalten, nicht zählbare Orte – überdimensional an Ausdehnung, unüberbrückbare Tiefen, eine nie enden wollende Zeit. Angsterzeugend. Der Wille sich zu erinnern, an eine andere Zeit, an Vergangenheit, an eine Zukunft, die Verbesserungen verspricht.

Plötzlich – das alles vergessen. Keine Erinnerung mehr. Der Versuch, zurückzuholen. Der Versuch, wieder einzuschlafen. Gedanken an den Tag. Greifbar nah, mit einem Mal. Und die Furcht. Jeden Morgen diese Furcht, sich zu entfernen von dem Traum, von bestimmbareren Traumzielen. Sich zu entfernen in die Ungewißheit des Tages. Zeitabläufe, die man selbst nicht steuern, nicht regulieren konnte. Keine unbedingte Geborgenheit.

DIE FABRIK

Er wußte genau, wovor diese Furcht. Was kommen würde. Furcht ist nicht erklärbar. Sie war da. Und wenn man ihn gefragt hätte, er hätte unmöglich die Ursache beschreiben können, in Worte fassen. Und doch – er wußte, wovor er sich fürchtete. Manchmal war der Wunsch da, einfach alles zu beenden, es beschließen. Einmal nicht wiederkommen aus einer dieser Traumwelten. Manchmal war dieser

Wunsch übermächtig. Vielleicht, so hatte er überlegt, war er schon nicht mehr dazu in der Lage, überhaupt eine solche Entscheidung zu treffen. Bisweilen dann noch ein vages Erinnern, daß es einmal eine Zeit gegeben haben mochte, in der er davon geträumt hatte, zu verändern, auführerische Gedanken an Revolution, der Glaube an die Dekadenz des Systems, das sich selbst zerfleischen würde, Erinnerungen an Lieder, die von Solidarität und Morgenrot sangen. Aber das war vorbei. Lange schon.

Er wußte nicht einmal mehr genau, ob es diese Träume je gegeben hatte.

ABGESTUMPFT. EINGEPASST.

Die Gewißheit dann, daß es kaum denkbar ist, sich abzusetzen, abzuwehren diese alltäglichen Ereignisse, sich zu entziehen. Die Eintönigkeit des Ablaufes seiner Tage zu durchbrechen. Oder gar zu verändern.

DIESES AUFSTEHEN, SICH ANZIEHEN, ESSEN, – vielmehr AUFSTEHEN, WASCHEN, SICH ANZIEHEN, ESSEN, HINUNTER ZUR STRASSE GEHEN, WARTEN, ZUR ARBEIT GEFÜHRT WERDEN, DIE FABRIK, NACH HAUSE GEFÜHRT WERDEN, ESSEN, EINEINHALBSTUNDENFILM AUS DEM WANDFERNSEHER, SICH AUSZIEHEN, SCHLAFEN UND WARTEN– warten auf die Träume, die dann kamen. Es konnte Zeiten gegeben haben, da er versucht hatte, seine Wirklichkeit diesen Träumen anzugleichen. Er wurde daraufhin anders eingestuft und war der Fabrik als Arbeiter zugeteilt worden.

Er hatte sich geschult, er konnte vorherbestimmen, was er träumen wollte. Und doch meist mündeten seine Träume in irgendwelche sexuelle Phantastereien, die ihm als Ausschweifungen erschienen.

Er hatte sich vorgenommen, nun endgültig eine Operation zu beantragen. Die ständigen nächtlichen Pollutionen schafften zusätzliche Arbeit. Er mußte Betttuch und Bettdecke selber waschen. Es war ihm schon lange lästig. ZEIT. Es war Zeit. ES IST ZEIT JETZT.

Er setzte sich auf den Bettrand. Warten, bis das Schwindelgefühl im Kopf sich gelegt hatte. Von Tag zu Tag stärker wurde es. Unerklärlich das.

Dann der Versuch, sich zu konzentrieren, ebenso sinnlos. Aber es war Vorschrift. Und die Vorschrift mußte eingehalten werden. In jedem Lebensbereich. Es war entscheidend, daß die Vorschriften befolgt wurden. Ohne ihre Richtigkeit anzuzweifeln.

BEKÄMPFT DEN ANARCHISMUS DER GEDANKEN.

Eine Neueinstufung, ein Aufstieg – wie geartet auch immer – war abhängig vom strikten Einhalten aller Vorschriften und Verordnungen.

Aufstehen. Torkelnde Bewegungen zum Wasserkübel. Den Darm entleeren. Der Schritt zum Waschbecken. Der morgendliche Blick in den Spiegel. Ein graues Gesicht. Gelblich graue Haut. Auf den Knochen gespannt. Wunden. Nässende Wunden, noch immer nicht verheilt. Die letzte Pilzseuche hatte ihre Spuren hinterlassen. Es gab kaum jemanden, der damals nicht befallen war. Das pfeifende Keuchen. Bronchitis. Fast über das ganze Land verbreitet. Er hustete, erbrach sich, ließ Wasser laufen, um Galle und Schleim wegzuspülen. Rieb sich etwas Wasser ins Gesicht. Formte die Hände zu einer Kuhle. Trank. Spuckte einiges Wasser wieder aus.

Ein bitterer Geschmack blieb zurück im Mund. Die Fettdose. Er cremte jetzt jeden Morgen seinen kahlen Schädel ein. Es war ein angenehmes Gefühl, mit den Fingerkuppen die schorfige Haut zu berühren.

Etwas Schorf mitunter mit den Fingernägeln abzulösen. Das schorfige Hautstück zu betrachten und zwischen den Fingerkuppen zu Staub zu reiben.

Er nahm den runden Spiegel, der jetzt zur Grundausstattung gehörte, schob ihn in den Mund, besah sich seine

Zähne. Er war der einzige in seinem Trupp, der noch Zähne hatte. Und er war in gewisser Weise stolz darauf. Trotz dieser Abnormität.

Die anderen und sogar die Wachen waren Prothesenträger. Acht Zähne hatte er noch. Vier davon Schneidezähne. Er hatte es bis jetzt auch abgelehnt, sich eine Zahnprothese einpassen zu lassen. Das Komitee hielt ihm zwar immer wieder die Krankheitsgefahren vor, die von echten Zähnen drohten.

Aber seine Zähne, das war für ihn so etwas wie ein letzter Rest an Individualität. Er pflegte sie besonders sorgfältig jeden Morgen, genau wie den Bart, den die Eingabestelle ihm erst nach langem Hin und Her erlaubt hatte.

Er studierte die Symbole auf dem Kalenderblatt des heutigen Tages und stellte mit einiger Überraschung fest, daß an diesem Tage Wäschewechsel vorgesehen war. Entnahme eines neuen grünen Drillichs aus einem Plastiksack.

Der Gedanke, was eigentlich Glück ist. Sie hatten gestern einen ziemlich abstrusen und verblasenen Film darüber gezeigt, den er nicht verstanden hatte. Für ihn war das eine eigentlich einfach zu lösende Frage. Glücklich war er, wenn er träumen konnte. Und im Alltag – Glück, für ihn war das Ordnung, Sicherheit, Gewißheit, was am nächsten Tag ist. Nicht die Belastung zu haben, die Entscheidungen immer wieder mit sich brachten. Ein geregeltes Leben – bisweilen träumen können, sich versenken dürfen – ja, das war für ihn schon Glück genug.

Das Essen aus der Box war farblos, Gelee und zwei Tuben mit Fleischextrakt, Brotersatz. Kaum ein Geschmack. Aber er war nicht unzufrieden damit. Er hatte festgestellt, daß der Essensgeschmack eigentlich nur von der jeweiligen Laune während des Essens abhängig war. Und gestern abend – so glaubte er sich zu erinnern – hatte das Essen (die andere Hälfte von dem, was er jetzt zu sich nahm. Warm zubereitet) sogar nach irgendetwas geschmeckt. Er überlegte wonach, aber die Erinnerung wollte sich nicht einstellen.

Als die Sirene ertönte, warf er die leere Essensbox und den alten Drillich in den Müllschlucker, betrachtete ein letztes Mal sein Gesicht im Spiegel und trat vor seine Wohnungstür, um die Zählung abzuwarten.

Er lebte seit zwei Jahren in einer der neuen Dreier-Wohnheiten. Flachbauten. Für jeden Bewohner ein Kleinapartment mit zwei über eine Treppe verbundenen Räumen. Schlafeinheit mit Bett, Stuhl, Tisch und dem Wandfernseher. Maschineneinheit mit Wascharmaturen, Wasserkübel, Kocheinheit, Stuhl und Müllschlucker. Die Wohnheiten gehörten der Fabrik, und es wurde als Miete nur eine sehr geringe Summe abgezogen.

Die beiden Mitbewohner seiner Einheit sah er nur morgens bei der Zählung. Man grüßte sich kurz. Als alle vor den Wohnungstüren standen, drückte er den Zählknopf. Die Bewohner des Blocks waren unterschiedlichen Arbeitsbrigaden zugeteilt. Er glaubte, daß einer von ihnen sogar der Müllbrigade angehörte. Eine Vorstellung, die ihn immer wieder mit Schadenfreude erfüllte, wenn er sich seine eigene Situation vergegenwärtigte.

Einer seiner Mitbewohner war Wächter, trug immer ein schußbereites Gewehr in der Armbeuge, wenn er vor seine Wohnungstür trat. Man sagte von ihm, daß er bereits 837 Abschüsse gemeldet hatte, eine erstaunliche Zahl, wenn man bedachte, daß das Soll lediglich bei 1000 lag, und er es bald erfüllt haben würde. Aber der Oberwächter seines Trupps hatte ihm erzählt, daß es dabei wohl nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Er hatte behauptet, dieser Wächter habe auch geschossen, wenn kein Anlaß vorhanden gewesen sei. Das war natürlich keineswegs beweisbar. Und er selbst vermochte sich einen solch eklatanten Verstoß gegen die Vorschriften auch nicht vorzustellen. Es konnte sich hier nur um ein böswilliges Gerücht handeln, das von Wächtern kolportiert wurde, die weniger Abschüsse hatten und noch weit von ihrem Soll entfernt waren.

Die zweite Sirene ertönte, und er machte sich auf den Weg

zum Sammelpunkt an der Landstraße. Der Morgen war schon flirrend vor Hitze, und von der Wüste her wehte ein heißer Sturm, der die weißen Betonpisten bald mit Sand zugedeckt haben würde.

Das Ungewöhnliche. Das von der Norm Abweichende dieses Tages. Ihn betreffend. Es wurde ihm bewußt, als sich laut hörbar (knallender Marschtritt, kurze Kommandos, das endlose Verlesen von Zahlenkolonnen) die Arbeitsbrigaden in Bewegung setzten. Eine Unregelmäßigkeit sicher nur, daß seine Arbeitsbrigade bisher noch nicht am Sammelpunkt eingetroffen war. Eine Unregelmäßigkeit, die er nicht unbedingt auf seine Person beziehen mußte.

Ein Versehen, ein Organisationsfehler. Seine Fabrikbrigade wurde in einer anderen Wohneinheit zusammengestellt. Und aus unerfindlichen Gründen war er ihr als einziger von außerhalb zugeteilt, was zur Folge hatte (haben mußte), daß die anderen ihn ablehnten, gar nicht oder nur selten mit ihm sprachen. Einige ihn nicht einmal mit Blicken bedachten. Sie hofften, ihn damit zu strafen. Aber er genoß diese Einsamkeit von Tag zu Tag mehr. Er bedurfte einer Ansprache nicht.

Er vermochte sich nicht zu erinnern, daß es jemals zu einer Verspätung seiner Brigade gekommen sein sollte. Einen solchen Planungsfehler gab es nicht (vielmehr– durfte es nicht geben). Die Brigade mußte auf ihrem Weg zur Fabrik seine Wohneinheit passieren, und es war festgelegt, daß er an dem Sammelpunkt auf ihr Erscheinen zu warten hatte. Er setzte sich unter das Elektronenauge des Sammelpunktes auf einen Betonklotz und starrte auf die Piste, deren Verlauf durch die Wüste endlos gerade zu sein schien. In der Ferne die Konturen in wabernder Hitze zerfließend. Er legte die Hände schützend über den kahlen Schädel, barg das Gesicht in der Armbeuge. Einziger Schutz vor der gleißenden Helligkeit. Ein Augenblick der Ruhe. Unverhofft, doch wohltuend.

Die Hitze trocknete den Fluß der Gedanken aus. Schmerz war da. Kopfschmerz, der jeden Gedanken unterdrückte. Allgegenwärtig. Schmerzen fast bis zur Besinnungslosigkeit. Ein wunderbares Gefühl, sich diesen Schmerzen aussetzen zu können. Sich im Schmerz treiben zu lassen, ihn genießen. Absolut diesem Schmerz gehören. Er hatte Methoden entwickelt, diesen Schmerz, wenn er sich einstellte, zu forcieren, ihn in Abstufungen einzusetzen. Schlagen der flachen Handflächen gegen die Schläfen. Oder aber: die eine Hand flach auf den Schädel legen, die andere zur Faust ballen und rhythmisch auf den flachen Handrücken einschlagen. Er lachte, als er daran denken mußte. Sie waren noch lange nicht hinter alle Methoden der Bewußtseinsbeeinflussung gekommen. Durch gewisse Atemtechniken konnte man Schwindelgefühle erzeugen. Durch gewisse Körperpositionen Blutstau oder Blutleere in den Gliedmaßen. Und wenn das Blut zurückkehrte, stellte sich ein schmerzlich wohliges Prickeln ein. Diese Methoden wurden einander zugeflüstert. Und gegen Bezahlung durch bestimmte Naturalien oder Narkotika waren immer neue Methoden in Erfahrung zu bringen, deren Ursprung oder Erprobung allerdings im Dunkel blieb.

Als er zwischen den Fingern hindurch auf die Piste spähte, sah er in der Ferne die Marschkolonne seiner Arbeitsbrigade auf sich zukommen. Stampfend im Laufschrift. Rechts und links die Wärter in ihren weißen Drillichanzügen und den Gewehren in der Armbeuge. Fast unsichtbar: Das Weiß ihrer Anzüge vor dem Weiß des Wüstensandes. Er richtete sich auf, nahm die Hände vom Kopf in die befohlene Haltung. So wartete er noch fünf Minuten, bis die Brigade vor ihm Halt machte. Keuchender Atem der Männer. Der Oberwächter ließ ihn sich einreihen. Ein Kommando. Leise und scharf. Keine Erklärung für die Verspätung. Nur ein Blick des Oberwächters. Ihn musternd. Er

hob wie die anderen die Hände über den Kopf.

MARSCH.

Während des zwei Kilometer langen Marsches, den die Brigade von der Wohneinheit nun noch zurückzulegen hatte, war das Sprechen verboten. Die Vorschrift besagte, daß man geradeaus zu sehen hatte. FREI GERADEAUS. Und die Gedanken sollten ausschließlich auf den bevorstehenden Arbeitsprozeß konzentriert sein. Wie an einigen Tagen zuvor bemerkte er auch jetzt wieder bei seinem Nebengänger ein leises andauerndes Schnarchen. Voller Bewunderung. Es war ihm nie gelungen, mit offenen Augen während des Marsches in Schlaf zu fallen. Obwohl er trainiert hatte, es ging nicht.

In der Ferne tauchte, einer Fata Morgana gleich, die Silhouette des Fabrikkomplexes auf. Graue Betonwaben im Gegenlicht. Einige Schornsteine, aus denen gelblicher Rauch in den überstrahlten blauschwarzen Himmel stieg. Wachtürme und Stacheldraht. Graublauere Fahnen mit der IX darauf, flatternd an Stahlmasten im Wüstenwind. Gemalt wäre dieses Bild schön gewesen in seiner Exotik, dachte er.

Der Oberwächter befahl wieder Laufschrift. Und unter das metallische Klappern der Stiefelabsätze mischte sich das pfeifende Keuchen der Männer. Offensichtlich sollte die Verspätung wieder wett gemacht werden. Auf Kosten der älteren Männer, von denen mit Sicherheit einige bei diesen Laufexerzitien an den Rand ihrer Leistungskraft gebracht wurden. Umkippen bedeutete unweigerlich Abschuß. Genau wie ein Nachlassen der Arbeitsintensität oder ein Verstoß gegen die Vorschriften.

Als sie das Fabriktor passiert hatten, ließ der Oberwächter anhalten, und sie richteten ihre Körper aus auf die Leuchtschrift, die die Losung des Tages verkündete:

FREIHEIT DURCH ARBEIT

Eine Minute der stillen Einkehr. BEKÄMPFT DEN ANARCHISMUS DER GEDANKEN. Sich ein Ziel vornehmen. ERHÖHT EUERE LEISTUNG. Sich mit dem zu erreichenden Ziel identifizieren. Entpersönlichung des einzelnen. WER WILL, DER KANN. Das: die gedankliche Vorbereitung auf den Arbeitsprozeß. Hier zum wiederholten Male.

Aus dem Lautsprecher wieder die endlosen Zahlenkolonnen. Zählung der Arbeitsbrigaden. Die Sirene zum Schichtwechsel ertönte. Die Nachtbrigaden hatten ihre Arbeit zu beenden. Und er sagte sich, als diese Männer die Fabrikhallen verließen, wie glücklich – und auch das ist ja Glück, natürlich ist das Glück – wie unendlich glücklich er sein konnte, daß er in einer Tagbrigade arbeiten durfte. Wer einmal einer Nachtbrigade zugeteilt war, mußte auch dort bleiben. Die Chance, neu eingestuft zu werden, war nicht gegeben. Die Nachtbrigaden: ausgemergelte Gestalten, die vorüberwankten. Ausgezehrt durch Tagesschlaf, Mehrarbeit, psychische Überbelastung.

Er war sicher, daß er einer solchen Belastung nicht gewachsen sein würde, wobei der Schlaf bei Tage ihm am schlimmsten zusetzen würde. Die Nachtbrigaden hatten 50 Prozent mehr Ausfall, und die Abschlußquoten lagen bei ihnen weit höher als gewöhnlich.

Plötzlich ein Schreck, der ihn erstarren ließ. Unverständlich. Nie dagewesen: Der Lautsprecher hatte seine Nummer nicht aufgerufen. Schweißausbruch. Wildes Schlagen seines Herzens. Angst stieg hoch. Schnürte die Kehle zu. Warum das?

Dann – als der Betonplatz vor der Fabrik leer, die Nachtbrigaden abmarschiert – seine Nummer aus dem Lautsprecher, endlich. Erlösend. Der Hinweis, daß er seine Arbeit zu unterbrechen hatte nach genau zwei Stunden, sich bei der Brigadeleitung seinem Oberwächter zu melden hatte. Er betrat die Fabrikhalle mit einem seltsamen Gefühl der Unsicherheit und Ungewißheit. Setzte sich auf den hölzernen, fünfbeinigen Schemel vor das schwarzmetallene Ge-

häuse der Maschine, nahm die beiden vorgeschriebenen Tabletten zur Arbeitskonditionierung ein, die an seinem Arbeitsplatz bereitlagen wie immer.
EIN UNGEWÖHNLICHER TAG. Das war sein letzter Gedanke, bevor er sich den Kopfhörer des Musikautomaten über die Ohrmuschel schob und mit dem Schalter seine Maschine in Gang setzte. Die Tagschicht hatte begonnen.

Seine Arbeit bestand seit etwa zwei Jahren in der Bedienung einer Stanzmaschine. Er mußte ein Metallstück unter die Stanze schieben und einen Hebelarm bedienen, der wiederum einen Motor in Gang setzte, der die Stanze herunterdrückte. In das Metallstück wurden bei jedem Stanzvorgang vierzehn verschieden große Löcher gestanzt von 16,5 mm bis 23 mm Durchmesser. 45 mal mußte die Stanze in der Minute bedient werden. 2.700 mal in der Stunde. 32.400 mal am Tag. Ein Taktgeber bestimmte den Rhythmus. Er hatte einmal versucht nachzuzählen, es war ihm nur unvollkommen gelungen. Er war aber damals zu der Überzeugung gelangt, daß der Taktgeber bisweilen schneller schlug, und das offizielle Arbeitssoll in Wirklichkeit weit übertroffen wurde.

Die 32.400 (oder mehr) ungestanzten Metallstücke standen auf drei große Körbe verteilt bei Schichtbeginn an seinem Arbeitsplatz. Drei leere Körbe waren mit den 32.400 (oder mehr) gestanzten Metallstücken zu füllen und bei Schichtende auf einen vorbeifahrenden automatischen Elektrokarren zu verladen.

Die Tabletten, die der Vorschrift gemäß bei Schichtbeginn einzunehmen waren, bewirkten wohl gemeinsam mit der Kopfhörermusik, daß jeglicher Gedanke in seinem Kopf ausgelöscht wurde. Die Handgriffe an der Maschine geschahen wie automatisch.

Es gab manchmal Tage, an denen aus irgendwelchen Gründen, die Tablettenrationen von den Zuteilern vergessen wurden. Tage, an denen er sich auch während des monoto-

nen Arbeitsgeschehens in Träume flüchtete. Angstträume zumeist. Voller Geister und Stimmen, widerlicher Tiere, den Quallen ähnlich. Endlose Treppenstufen, zerbrechender Spiegel, Hände, die seinen Hals zudrücken wollten, so daß er keine Luft mehr bekam, zweidimensionale Räume ohne Türen und Fenster.

Er hatte nach solchen Träumen auch nachgedacht über den Sinn der Arbeit, die er zu verrichten hatte. Sich Gedanken gemacht über die Bestimmung der gestanzten Metallstücke. Sich gefragt nach Woher und Wohin. Sich in seiner Phantasie ein GANZES ausgedacht, in das seine Metallstücke passen könnten: Fahrzeuge, bizarre Geräte, riesige Armaturen. Nur, um einen Sinn in seinem Tun zu erkennen.

Tatsache war, daß niemand, keiner der Arbeiter zumindest, wußte, was eigentlich in der Fabrik, in der sie arbeiteten, produziert wurde. Die einzelnen Fertigungskomplexe waren zu groß, zu unübersichtlich, als daß ein Arbeiter sie zu begreifen vermochte. Die Herstellungsprozesse, die er einsehen konnte in den angrenzenden Fabrikhallen, waren nicht aufeinander bezogen. Und Zeit, sich in der Endfertigungsstufe einmal umzusehen, war nicht. Ihm war auch keiner der Arbeiter bekannt, die dort Maschinen bedienten. Gerüchten zufolge stellte die Fabrik Produkte her, die seit einiger Zeit keiner Bestimmung mehr zugeführt werden konnten infolge des reduzierten Konsumbedarfs. Der Begriff ARBEITSTHERAPIE war genannt worden.

Einmal hatte er auch durch Zufall hören können, wie ein Wächter einem anderen erklärt hatte, daß die fertigen Produkte in dieser Fabrik gleich wieder verschrottet würden. Die Metall- und Kunststoffteile des Endproduktes würden wieder demontiert, in ihren Ursprungszustand zurückversetzt, um einem neuerlichen Fertigungsprozeß zugeführt werden zu können. Ein ewiger, sinnloser Kreislauf also.

In solchen Stunden überfiel ihn dann, ob dieser Sinnlosigkeit, tiefe Resignation. Fehler bei seiner Arbeit unterliefen ihm. Er konnte dem Stanzrhythmus nicht mehr mit seinen

Handbewegungen folgen. Ein Gefühl tiefer Sehnsucht überkam ihn. Sehnsucht nach seinem Bett und seinen Träumen. An diesem Tage keine Gedanken an so etwas. Viel stärker die Unruhe, die ihn bewegende Frage nach dem Warum des ungewöhnlichen Lautsprecherbefehls. Eine Frage, die er trotz Tabletten, trotz des monotonen Rhythmus des Taktgebers und der Maschine sich zu beantworten versuchte.

Die Stimme aus dem Lautsprecher rief wiederum seine Nummer auf, sich dreimal wiederholend. Verwirrt nahm er zur Kenntnis, was gesagt wurde, streifte den Kopfhörer ab, stand zögernd von seinem Holzstuhl auf.

Der Oberwächter war bereits hinter ihn getreten, das Gewehr in der Armbeuge. Marschgepäck auf dem Rücken. Ein ungewöhnlicher Vorgang schien sich anzubahnen. Ein knapper Befehl. Im Laufschrift zum Tor der Fabrikhalle. Die Hände hinter dem Kopf gefaltet. Schwenk vor dem Oberwächter her auf eine ihm bis dahin unbekannte Betonpiste, die von der Fabrik weg auf eine Hügelkette zu führte. Unerträglich die Hitze. Der Oberwächter, das Gewehr jetzt im Anschlag, hinter ihm. Marschschritt.

Schnurgerader Strich die Betonpiste. Die sanften Wellen der Sanddünen jäh zerschneidend. Irgendwo im Horizont endend. Nicht sichtbar dieses Ende. Die Hügelkette kaum erkennbar hinter einem Dunstschleier. Er mußte sich eingestehen, daß er nie mit Bewußtsein diese Hügel gesehen hatte. Es kam ihm vor, als seien sie erst gestern dort angesiedelt worden, seien aus der Erde entstanden, aufgebrochen, zusammengeschoben. Rot diese Hügel. Irgendwie rot. Oder war das die Sonne, die diese Farben erzeugte?

Seit Passieren des Fabriktors hatte sich in seinem Gedächtnis festgesetzt, gleich der einprägsamen Melodie eines Musikstückes, sich unwillkürlich und ständig wiederholend, die Aufschrift einer Plakatwand, die am Anfang der Betonpiste aufgestellt war.

ES GIBT EINEN WEG ZUR FREIHEIT

SEINE MEILENSTEINE HEISSEN GEHORSAM,
FLEISS, EHRLICHKEIT ORDNUNG, SAUBERKEIT,
NÜCHTERNHEIT WAHRHAFTIGKEIT UND OP-
FERSINN

War es dieser Weg, der in eine Freiheit führte. Diese Betonpiste, deren Ende für ihn sich zuspitzte, aber dennoch unsichtbar blieb. Endlos weit.

Dieser Gedanke. Wurde dann aber verdrängt von einem anderen, für ihn absolut wichtigeren: die Überlegung, was Freiheit bedeuten konnte. Dieses Wort FREIHEIT. Wessen Freiheit? Freiheit von was?

Zu FREIHEIT fiel ihm ein: eine Statue, ein Reiterstandbild, ein Mann mit einem Helm zu Pferde, ein Schwert gezogen, dieses in die Luft gereckt. Dies gesehen, als er noch ein Kind war – oder war es später gewesen. Die Erinnerung nicht mehr einholbar, verblaßt. Dieses Marmorgebilde (war es weißer Marmor gewesen?) stellte dar, so war ihm mitgeteilt worden, einen Freiheitskämpfer. Aber auch mit diesem Begriff vermochte er nichts zu verbinden. FREIHEITSKÄMPFER – ein leeres, inhaltsloses Wort, ohne Assoziationskette. FREIHEITSDRESSUR. Dieses Wort zufällig gehört von einem der Wächter bei einem der monatlichen Drills mit Holzgewehren. Dahingesagt, verbunden mit einer Bemerkung über »Tiere«, die er nicht verstanden hatte. Dabei hatte der Wächter gelacht. Irgendwie zynisch.

FREI das konnte, würde bedeuten etwa UNABHÄNGIG VON. Ein durchaus unrealistischer Zustand auf sein oder das Leben anderer angewendet. Unvorstellbar. Unabhängig WOVON? Von seinem Tageslauf, seiner Arbeit, seiner – ja, seiner Wohnung, seinen Träumen? Unabhängig von Versorgungssystemen, von Unterhaltungsstunden, reglementierenden Daten in Tages-Ablaufkalendern? Unabhängig von Wächtern, Personen, die ihn umgaben? In solcher »Unabhängigkeit« war doch ein Leben unmöglich! Diese FREIHEIT – konnte denn das ein Ziel, etwas Erstrebens-

wertes sein? Obwohl – Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit, Ordnung ... proklamierte Ziele und damit also auch erstrebenswert bei Arbeit und Verfügungszeit, täglich vor dem Eineinhalbstundenfilm aus dem Wandfernseher wiederholt! Ein Widerspruch. Unverständlich!!

Dumpfer Schmerz. Schläge mit dem Gewehrkolben in seinen Rücken. In die Nackenbeuge. Anspornendes Kommando des Oberwächters. Die Gedanken, seine Gedanken. Er versuchte sie festzuhalten, weiterzuspinnen, doch sie versickern gleichsam. Nichts Greifbares mehr. Vergessen. Auch kein Erinnern. Woran hatte er gerade gedacht? Die Wirkung der Tablettenration!

Der Wunsch, mit dem Oberwächter ein Gespräch zu beginnen. Aber dieser so unzugänglich wie selten. Seine Fragen nach dem WOHIN wurden mit Gewehrkolbenschlägen beantwortet. Die Hitze wahrscheinlich. Trockene Mittagshitze. Leblos starr der Sand und die Steine. Zwischen den Sanddünen glaubte er den seltsamen Ruf eines Flughuhnes zu vernehmen, aber das konnte auch Täuschung sein. Wolkenlos der Himmel. Der Versuch, sich seines Zustandes bewußt zu werden. Angst. Als er über seine Schulter blickte, kurz nur, wieder und wieder von dem Gewehr getroffen, entdeckte er, daß die Silhouette der Fabrik hinter ihnen nicht mehr zu sehen war. Kein Bezugspunkt mehr. Verlassenheit trotz des Wächters hinter ihm. Wie würde dieser Tag, dieser ungewöhnliche Tag enden? Am Rande der Piste in einem Wadi ein Baum, gelb von Sand überzogen. Das Laub an seinen Ästen vertrocknet. Im heißen Wind der Wüste schlugen die Äste gegeneinander. Ein klirrendes, kaltes Geräusch, ein Geräusch des nicht mehr Lebendigeins. Freiheit, dieses unsinnige Wort. Er spricht es vor sich hin. Buchstaben ohne Bedeutung. Lallt, brabbelt diese Laute beinahe tonlos im Rhythmus seines Marschtrittes. Wohin, in welche Freiheit führte dieser Weg?

Er konnte wissen, ein Abschluß war nicht vorgesehen. Man hätte ihn nicht auf diesen Weg geschickt. Unsicherheit.

Sie waren am Fuße der Hügelkette angelangt. Rotglänzendes Gestein. Leicht bläulich schimmernd, weil sich der Himmel in ihm spiegelte. Kalt und glatt. Darin Inseln des gelben Wüstensandes. Die Betonpiste in leichten Bögen über die Hügel führend. Beschwerlich der Anstieg. Schweißtropfen laufen in die Augen hinein. Brennen schmerzhaft. Tränen rinnen das sandverkrustete Gesicht herunter. Salz verklebt Brauen und Lider.

Die Gewißheit jetzt, daß sie sich kurz vor dem Ziel befinden mußten. Was konnte erwartet werden? Keuchend hinter ihm der Wächter.

Ihn überwältigte der Anblick, als sie die Kuppe der Hügelkette erreichten. Weil – unerwartet, nicht vorhersehbar, ihn unvermutet antreffend. Er hatte so etwas nie, nein, nie gesehen, vielleicht in Filmen manchmal, aber für nichtwirklich gehalten. Er hätte denjenigen ausgelacht, verspottet, der ihm gesagt hätte ... Eine andere Welt. Ein Märchen. Eine Fiktion.

Vor ihnen, zu ihren Füßen, eine langgestreckte Ebene. Dahinter blau und silbrig glänzend das Meer. Wer hätte dieses Meer ahnen können, so nah, einige Stunden Fußmarsch von seiner Wohneinheit entfernt. Und Wiesen und eingezäunte Felder in der Ebene. Felder mit Schwertlilien, Gladiolen, Klatschmohn, Ranunkeln, Asphodelen, Blumen, deren Namen er nicht wußte. Zwischen dem Gestein der Hügelkette jetzt Alpenveilchen. Quellen, aus denen Wasser sprudelte. Wasser!! Klares, reines Wasser. Kleine Bäche, Wasserfälle. Boote auf dem Meer mit bunten Segeln. Farben. Diese Fülle von Farben. Gärten voller Rosen und Oleander. Zedernwälder. Die Betonstraße gesäumt von Korkeichen. Plantagen mit Orangen- und Zitronenbäumen. Olivenhaine. Johanniskornbäume. Zwischen Bäumen versteckt einzelne Häuser, deren Ausmaße waren nur zu ahnen. Flach gebaut mit blauen und roten Dächern. Eine

Burg, am Meer gelegen, mit Türmchen und Zinnen. Vom Meer her ein kühlender Wind.

War es das, was Paradies genannt wurde? Und wieder dieses Wort FREIHEIT. Ein Gefühl von (war das Freude?) ließ ihn taumeln. Er spürte nicht die Schläge und Tritte des Wächters, der ihn auf der Straße vor sich her trieb. Wollte festhalten dieses Bild. Wollte es mitnehmen können. Mit in die Einsamkeit seiner Wohneinheit, mit in seine Träume. Das Bunt dieses Bildes.

Er war nicht einmal mehr dazu in der Lage, Überlegungen anzustellen. Wieso es diese Welt, die so anders war, als die, in der er lebte, geben konnte, ohne daß er bis zu diesem Zeitpunkt etwas davon geahnt, gewußt hatte. Er konnte nicht die Fragen beantworten, die auf ihn einstürzten. Zu überwältigend dies alles. Zu abnorm. Zu beängstigend unwirklich. Aber doch die Wahrnehmung, daß der Wächter hinter ihm nicht im mindesten angerührt war von diesem Anblick. Dieser schien zu kennen, was er sah.

Der Oberwächter befahl jetzt Laufschrift. Fast automatisch setzte er sich in Bewegung, die steil abfallende Straße hinter, über Rasenflächen an steinernen Säulengängen vorbei, auf einen Kiesweg einbiegend. Der Befehl HALT vor einem schmiedeeisernen Tor.

Der Oberwächter bediente eine Sprechanlage an der Seite des Tores. Unterwürfig mit einem Male seine Stimme, als er, auf einen Gong aus dem Lautsprecher hin, zu reden begann. Worte, wunderbar melodios, in einer Sprache, die er nie gehört hatte, deren Auf und Ab der Töne ihn an seine Kindheit, wieder diese Kindheit, erinnern (gab es ein Erinnern?) wollte. Ein Traum dies alles, diese Eindrücke. Er glaubte sich seiner Wirklichkeit enthoben. Im Laufschrift durch das Eisentor, weiter auf dem Kiesweg entlang. HALT vor einem Holzbau (keine Fenster, farblos lackiert das Holz, von leicht rötlichem Ton). Der Befehl zu warten. Hinter dem Holzbau ein großes bepflanztes Areal. Pflanzen, kleine Stauden, die er noch nie zu Gesicht bekommen

hatte (diese eßbar?), aneinandergereiht zu horizontalen Linien, soweit er sehen konnte. Der Oberwächter trat in den Holzbau, sprach dort wieder in der für ihn unverständlichen Sprache mit jemandem, der sich wohl innerhalb des Holzhauses befand. Kam mit Hacke und Spaten nach einer Weile wieder zum Vorschein. (Diese Geräte kannte er, hatte sie einmal gesehen, als eine Arbeitsbrigade Ausbesserungsarbeiten an der Betonpiste zur Fabrik vornahm.) Der Befehl mit Hilfe dieser Geräte nach Anweisungen des Wächters ein noch unbebautes Stück Land zu bearbeiten. Den Boden aufhacken, die Erde umgraben. Beginn der Arbeit unter Beobachtung des Wächters, der auf dem Vorbau des Holzhauses sich im Schatten auf einem Stuhl niedergelassen hatte, das Gewehr im Anschlag. Arbeit, deren Dauer er nicht ermessen konnte, zu ungewohnt diese Umgebung, die auch sein Zeitgefühl beeinträchtigte.

Dann kam irgendwann dieser kleine dicke Mann auf dem Kiesweg zu ihnen hergestapft. In einen weiten Mantel aus glänzendem Stoff gehüllt. Und der Oberwächter verbeugte sich vor ihm, verbeugte sich tief. Der dicke Mann ließ ihn, Befehl an den Oberwächter, seine Arbeit unterbrechen. Winkte ihn zu sich heran: eine Handbewegung, lockend, lustig lockend. Lief um ihn herum, ständig ein spitzes, gackerndes Lachen dabei ausstoßend. Es mußte ihm Spaß machen, dieses Betrachten. Kniff in seine Muskeln, der kleine dicke Mann, hob seine vereiterten Augendeckel an, ließ ihn den Mund öffnen, um hineinzuschauen, klopfte ihm auf die Wange, als wolle er ihn loben. Wechselte, wieder lachend, ein paar Worte mit dem Oberwächter in seiner fremdklingenden Sprache. Nickte ihm zu.

Gab dem Oberwächter (so mußte es sein) wieder einen Befehl. Dieser ging in das Holzhaus. Sprach dort drinnen. Meldete dem kleinen dicken Mann etwas. Und nach kurzer Zeit wurde ein Tisch herangezogen (zwei Männer mit weiß gepudertem Haar, blau uniformiert), ein eigenartig geformter Stuhl mit Metallbeschlügen, ein Tuch, ein Tischtuch

über den Tisch gedeckt. Kleine Töpfe und Tiegel herbeigebracht. Und der kleine dicke Mann begann aus den Töpfen und Tiegeln zu essen. Ein Befehl des Oberwächters, und er mußte seine Arbeit fortsetzen. Und der kleine dicke Mann schaute ihm zu dabei, bisweilen ihn durch einen Blick ermunternd oder lachend, so daß seine nach oben gezwirbelten, gelackten Schnurrbartspitzen dabei wackelten. Dieser Mensch— wieder ein neuer Eindruck dieser anderen Welt— war in seiner Eigenart, seinen Bewegungen, seiner Kleidung und eben dieser fremden Sprache wegen so gar nicht vergleichbar mit Menschen, die ihm bisher begegnet waren. Der Aufbruch. Ein plötzlicher Aufbruch auf das Zeichen eines Gongs hin. Wieder lachte ihm der dicke Mann zu, blieb an seinem Tisch sitzen, als der Oberwächter Laufschrift befahl, winkte ihm zu, schüttelte dann wie ungläubig den Kopf und gab ein eigentümlich schnalzendes Geräusch von sich.

Im Laufschrift den Kiesweg entlang. Im Laufschrift durch das Eisentor. Im Laufschrift die steil ansteigende Straße empor auf die Hügelkette zu. Immer wieder der Versuch zurückzublicken, sich einzuprägen, was er gesehen hatte. Versuche, die der Wächter mit Kolbenhieben zu unterbinden wußte. Seine Lippen platzen auf von den dauernden Schlägen. Dann wieder Marschschritt. Dann vor ihnen endlos die Wüste. Immer noch heiß die Sonne.

Er versuchte, sich Bilder zurückzurufen in sein Gedächtnis, Farben. Vergeblich. Je weiter sie sich entfernten von den roten Hügeln, desto weniger erinnern wollte sich einstellen. Er verkrampfte sich vor Anstrengung. Wo war er gewesen? Was hatte er gesehen? Was waren das für Worte, die er gehört hatte. Oder war es Musik gewesen? Ein kleiner dicker Mann. Die Erinnerung an einen kleinen dicken Mann mit einem Schnurrbart. War er dick gewesen dieser Mann? Welcher Mann? Unsagbar seine Verzweiflung. Monoton der Schritt des Oberwächters. In der Ferne tauchte die Fabrik wieder auf. Laufschrift befohlen. Für einen kurzen

Moment die Besorgnis, er könnte nicht durchhalten den
Laufschritt, die Angst, er würde jetzt, gerade in diesem
Augenblick ... Es könnte der Abschluß drohen. Doch er
schaffte es, sicherlich am Ende seiner Kraft angelangt.
HALT nach Passieren des Fabriktores, der Platz vor der
Fabrik leer. Abendsonne. Auf einer Plakatwand zu lesen

ES GIBT EINEN WEG ZUR FREIHEIT
SEINE MEILENSTEINE HEISSEN
GEHORSAM, FLEISS, EHRlichkeit
ORDNUNG, SAUBERKEIT, NÜCHTERNHEIT
WAHRHAFTIGKEIT UND OPFERSINN

Dieses Wort FREIHEIT. Wessen Freiheit? Freiheit von
was? Freiheit für wen? FREI sein. Die Sirene zum Schicht-
wechsel ertönte. Die Leuchtschrift verkündete abermals die
Losung des Tages FREIHEIT DURCH ARBEIT, ARBEIT
MACHT FREI.

Die Tagbrigaden hatten ihre Arbeit beendet, die Männer
verließen die Fabrikhallen. Endlose Zahlenkolonnen aus
dem Lautsprecher. Die Brigaden formierten sich in Marsch-
ordnung. Lauter müde Gesichter. Er reihte sich ein.

Fortsetzung des Tagesablaufes.

NACH HAUSE GEFÜHRT WERDEN. ESSEN. EIN-
EINHALBSTUNDENFILM AUS DEM WANDFERN-
SEHER.

Wie an jedem gewöhnlichen Tag.

Einmal jede Woche. Heute konnte es sein. Er besah das
Kalenderblatt an der Wand seiner Wohneinheit, suchte
zwischen den Symbolen. Er hatte also recht gehabt. Heute.
Das würde Abwechslung bedeuten. Der Besuch im Bordell.
Genau festgelegt mit Zeit und Stunde. Es war Pflicht, die-
sen Besuch anzutreten. Man konnte sich dem nicht entzie-
hen. Krankheit allenfalls.

Er freute sich immer schon lange vorher auf diesen Tag.
Vermochte aber ein gewisses Unbehagen nie ganz zu unter-
drücken. Schon oft hatte er sich gefragt, woher dieses Un-
behagen rühre, aber keine Antwort darauf gefunden.

Schließlich handelte es sich um eine saubere »integere« (dieses Wort »integer« wurde benutzt in der ausgedruckten Verordnung zum Bordellbesuch) Angelegenheit, die keinerlei Schuldgefühle zu hinterlassen hatte. Selbst die Bezahlung vollzog sich bargeldlos über Berechtigungsscheine, genau wie es etwa Essensmarken gab. Und doch ... Möglicherweise war die feste Determinierung schuld daran, die nicht nach »Lust« oder »Interesse« fragen konnte. Oder aber auch die übervollen Wartezimmer. An diesem Tag, an diesem Heute keine Vorfreude, kein Unbehagen. Vielmehr stellte er in seiner Magengegend Nervosität, Unruhe fest, die sich in zweimaligem Erbrechen (Galle, das Essen war bereits verdaut) äußerte.

Sehnsucht nach Träumen. Ja, er war ungeduldig, er wollte sich flüchten in diese seine Welt, irgendwie erwartungsvoll. Diese Erwartungshaltung hatte er nie so unvermittelt stark empfunden. Aber an dem Besuch führte kein Weg vorbei. Er versuchte sich in einigen Erklärungen und Ausreden, aber keine erschien ihm stichhaltig genug zu sein.

Er wechselte ein zweites Mal an diesem Tag seinen Drillich. Ein seltener Zufall, der sich zuletzt vor viereinhalb Jahren zugetragen hatte. Wusch das Gesicht mit der braunen Brühe ab, die abends immer aus dem Wasserhahn kam. Aber auch dieses Wasser – so wurde versichert – sei chemisch rein. WASSER. Was fiel ihm zu Wasser ein. Die Idee: sauberes Wasser, fließendes Wasser, Quellwasser. Das mußte er schon irgendwo, irgendwann einmal gesehen haben. Vielleicht in einem der abendlichen Filme. Das mochte wohl sein.

Das Bordell war in einem Flachbau untergebracht, an der Nordseite des Wohnkomplexes gelegen, dem Kulturhaus direkt gegenüber. Es hatte einmal der Plan bestanden, das Bordell direkt im Kulturhaus zu etablieren, aber dieser Plan war aus undurchsichtigen Gründen wieder verworfen worden. Ein nur zu diesem Zweck bestimmtes Gebäude war errichtet worden, das aber nun seit seiner Inbetriebnahme

unter Platzmangel zu leiden hatte: klinisch weiße Außenfassade mit grüngetönten Fensterscheiben, die von außen undurchsichtig waren.

Er gab seinen Berechtigungsschein mit dem Datum dieses Tages an einem der Schalter ab. Erhielt eine Nummer dafür und setzte sich in eines der Wartezimmer. Weißgekalkte Wände, weiße Schleiflaktüren, weißes Plastikgestühl. Keine Bilder an den Wänden.

DAS SPRECHEN VERBOTEN.

Zwanzig Männer warteten gleich ihm. Etwa alle fünf Minuten wurde durch den Lautsprecher über der Eingangstür eine Nummer aufgerufen. Einer der Männer erhob sich dann, ging auf eine der drei Türen zu. Auf jene, über der ein grünes Licht aufleuchtete, verschwand dahinter.

Gewöhnlich, wenn er im Warteraum saß, breitete sich Wohlbehagen über den ganzen Körper aus, ein Gefühl von Wärme, Geborgenheit ... Aber auch das wollte sich an diesem Tag nicht einstellen. Ein Umstand, den er den Erlebnissen des Tages zuschrieb. Hatte er etwas erlebt? Was hatte er erlebt? Es wollte ihm nicht einfallen. Gedanken an diesen Tag: Stanzarbeit in der Fabrik, dabei irgendwelche Träume, daran kein Erinnern. Die Tablettenration war wohl falsch dosiert, unrichtig zugeteilt worden. Nun ja, das konnte vorkommen.

Als seine Nummer aufgerufen wurde, war mehr als eine Stunde vergangen. Die Frau, die ihn hinter der Tür empfing, war kahlköpfig und mit einem bodenlangen Rock (schwarz) und einer Bluse (grau) bekleidet. Ein interessantes, nicht mehr ganz junges Gesicht mit hohen Wangenknochen und tiefliegenden Augen.

Die Einrichtung der Zimmer war unterschiedlich. Dies hier gehörte zu der gemütlichen Sorte. Ein runder Tisch mit Tischdecke. In der Mitte des Tisches in einem Tontopf ein Strauß Immergrün. Velourvorhänge vor einem angedeuteten Fenster. Der Ausblick: eine Wald- und Gebirgslandschaft, ein Wasserfall, zwei Rehe, die auf einer Lichtung

äsen. Eine Fotografie (schwarz-weiß), aufgenommen in einer längst vergessenen Epoche. Dieses Bild, es erinnerte ihn an den Traum, den er während der Arbeit gehabt haben mußte. Irgendeine Verbindung mußte bestehen. Auf dem Fußboden des Zimmers spielte ein Kind, etwa drei Jahre alt, mit einem Plastikfisch. Zwei Stühle, einer davon ein Schaukelstuhl. An der Wand die obligatorische Uhr.

Die Frau reichte ihm eine vergilbte Zeitung. Nahm selbst einen Strickstrumpf zur Hand. Das spielende Kind gab leise Töne von sich, als spräche es mit dem Plastikfisch. Er fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben hier unwohl. Betrachtete die Frau über den Rand der Zeitung hinweg eine zeitlang, ohne daß dieser Blick von ihr erwidert wurde. Sie kümmerte sich nicht um ihn. Sagte einmal etwas zu dem Kind, aber so leise, daß er es nicht verstehen konnte. Der Entschluß kam plötzlich. Das Bedürfnis war übermächtig. Er mußte sprechen, irgendetwas. Eine Frage vielleicht!
WIE HEISST DU?

Erstaunt sah sie von ihrer Strickarbeit auf, ihm in die Augen.

ICH WERDE DICH MELDEN, WEIL DU GESPROCHEN HAST. IM ÜBRIGEN DEINE ZEIT IST UM!
Wütend warf er die Zeitung auf den Tisch und verließ das Zimmer durch den zweiten Ausgang.

Er hatte sich hinreißen lassen. Manchmal gelang es, die Frauen zu einem Gespräch zu bewegen, obwohl das gegen die ausdrückliche Vorschrift war. Sprechen und Berührungen waren verboten. Nur das Kind durfte man anfassen. Eine solche Meldung brachte immer Ärger mit sich. Entzug von Essensmarken oder aber auch Zwangsversetzung, Rückstufung, alles mögliche.

Draußen war es Nacht geworden. Schneidend kalt der Wind von der Wüste her. Keine Sterne am Himmel. Vielleicht würde es Schneesturm geben in dieser Nacht. Frost auf jeden Fall. Er beeilte sich, in seine Wohneinheit zu

gelangen. Die Unruhe war wieder da. Stärker noch als vorher von ihm Besitz ergreifend. Er wollte den Tagesrhythmus, der ihm aufgegeben war, zu Ende bringen.

SICH AUSZIEHEN, SCHLAFEN UND WARTEN!

Warten auf die Träume, die dann kamen.

Zwei Träume in dieser Nacht. Würden von ihm im Gedächtnis behalten werden können. Würden Besitz ergreifen von seinem Tun. Selten, daß Bilder, Vorgänge, Handlungen, Worte seiner Träume ihm am nächsten Tag noch erkennbar waren.

Noch im Wachen die ersten Bilder, darüber einschlafen dann. Eine Straße. Blaues Kopfsteinpflaster. Eng die Straße, aber sehr lang. Weiße Häuser. Geschlossene Fensterläden. Ein Rikscha-Fahrrad kommt diese Straße entlang. Langsam gefahren. Im zweirädrigen Wagen ein kleiner dicker Mann. Mit aufgestellten gelackten Schnurrbartspitzen. Lacht eigentümlich hoch vor sich hin.

Lacht ununterbrochen. Unerträglich dieses Lachen. Lacht, solange, bis der Fahrer von seinem Fahrrad steigt. Er selbst dieser Fahrer. Zieht einen Dolch aus dem Drillich. Sticht ein auf den kleinen lustigen Mann. Wieder und wieder. Bis das Lachen verstummt. Röchelnd der kleine Mann im zweirädrigen Karren. Angstvoll die Augen. Der Dolch noch in seiner Brust. Will noch etwas sagen der Mann. Und der Fahrer beugt sich hinunter zu ihm. Legt sein Ohr dicht an seinen Mund. Versteht nicht, was der Mann sagen will. Oder hat er es doch verstanden? Geld wechselt den Besitzer. Der kleine, dicke Mann gibt dem Fahrer der Rikscha Geld. Und mit dem Geld in der Hand läuft der Fahrer die Straße entlang. Sucht. Findet einen Blumenladen. FLORISTERIA. Doch die Tür verschlossen. Rüttelt an ihr. Reißt sie auf mit Gewalt. Und hinter der Tür: in der Sonne rotglänzende Hügel, ein blaues Meer, Gärten voller Blumen, Olivenhaine, kleine Gebirgsbäche, die sich in Wasserfällen zu Tal ergießen. Eine wunderschöne Landschaft. Und mitten in dieser Landschaft, aufgestellt auf einer Wiese, ein Kranz,

geflochten aus Lorbeerblättern und -zweigen, groß wie ein Wagenrad. Und auf der Schleife des Kranzes das Wort FREIHEIT. Der Fahrer der Rikscha (und jetzt ist es ganz deutlich zu erkennen, daß er selbst die Rikscha fährt) nimmt den Kranz um den Hals. Läuft die Straße zurück zu seiner Rikscha. Der kleine, dicke Mann in der Rikscha ist tot. Blut läuft aus seinem Mund, ein dünner Faden. Seine Melone ist ihm vom Kopf gefallen, aus seinem schwarzen Gehrock ragt der Dolch. Der Rikscha-Fahrer legt dem kleinen, dicken Mann den Kranz um den Kopf und besteigt sein Fahrrad wieder und fährt weiter mit ihm die menschenleere Straße hinab.

Schweißgebadet erwachen in dieser Nacht. Er stand auf, torkelte zum Wasserhahn, leckte einige faulige Tropfen ab. Zum Bett zurück. Naß das Bettlaken. Der Versuch weiterzuschlafen. In seinem Bett. In seinem Zimmer. Dort beginnt auch der andere, zweite Traum.

Ein Hund neben seinem Bett. Bleckt seine Zähne. Gefahr. Furcht. Schrecken. Er beobachtet den Hund. Steigt an der Wand entlang aus seinem Bett. Läuft zur Tür, bevor der Hund ihm folgen kann. Schließt die Tür hinter sich zu. Als einziger steht er vor der Wohneinheit. Es ist heller Tag. Oder ist es noch Nacht? Keine Nachbarn zu sehen, keine der Arbeitsbrigaden zu hören. Keine Sirene ertönt.

Und dennoch – er macht sich auf den Weg zum Sammelpunkt an der Landstraße. Zitternd vor Kälte. Aber die Straßen der Wohneinheiten wollen kein Ende nehmen. Immer enger werden sie. Die Häuser wandern auf ihn zu, rechts und links. Kein Licht mehr, keine Helligkeit. Sein Schrei in der Nacht. Furchtbar der Schlag gegen seinen Rücken. Er schlägt hin. Keine Möglichkeit mehr, sich zu bewegen. Die Häuser öffnen sich. Menschen kommen heraus, bilden einen Kreis um ihn. Lachen.

Er selbst gefangen in einer riesigen Mausefalle, unfähig sich zu bewegen. Das Rückgrat gebrochen. Kein Gefühl in den Beinen. Zwei Männer treten aus dem Kreis heraus auf ihn

zu. Blauuniformiert. Die Haare weiß gepudert. Befreien ihn aus der Falle. Packen seine Arme, schleifen ihn zu der Betonpiste. An der Fabrik vorbei, hin zu den roten Hügeln. Langsames Erwachen am nächsten Morgen. Lange, bevor der Wecker zu schrillen beginnt. Das Gefühl der Kälte zwischen den Augen. Die Übelkeit, die sich im Magentrakt ausbreitet wie an jedem Morgen. Noch Minuten (oder waren es Stunden?). Nachdenken über zwei Träume. Nein, nicht nur Träume! Bisweilen neigte er dazu, sie Gesichte zu nennen, zukunftsweisend, sein Leben erklärend. Nur – welche Bedeutung konnte dem beigemessen werden, was er geträumt hatte?

AUFSTEHEN, WASCHEN, SICH ANZIEHEN, ESSEN.

Er war versucht, seine Wirklichkeit der Wirklichkeit seiner Träume anzugleichen. Nein, nicht versucht, gezwungen. Ohne eigentlich zu wissen, warum. Der Gedanke, daß es tatsächlich möglich sein mußte, die Eintönigkeit des Ablaufes seiner Tage zu durchbrechen. Es mußte einfach anders werden. Irgendwie anders.

Das Wort Freiheit. FREIHEIT. Einfach und einprägsam. Es war Zeit. ES IST ZEIT JETZT. Vom Essen aufstehen, als die Sirene ertönte. Aber das Messer, das er zum Essen benutzt hatte, zum Schneiden der Knochenwurst, dieses Messer blieb in seiner Hand. Dieses Messer würde ihm helfen können. Wozu? Kein Entschluß, kein Plan. Nur dieses Messer. Die Losung des Tages aus dem Wandfernseher.

WERDEN KÖPFE ROLLEN?

Diese Einschüchterungstechnik wurde mindestens an einem Tag in der Woche zur Anwendung gebracht. Terror, bewußter Terror. Der Wille, das Recht des Stärkeren anzuwenden. Und die Zahl der Abschüsse an Tagen mit derartigen Losungen war ungleich höher als gewöhnlich.

HINUNTER ZUR STRASSE GEHEN. WARTEN.

Er bemerkte an dem Gesichtsausdruck seines Mitbewohners, der als Wächter Dienst tat, wie emotionalisiert die Leute waren. Aufgepeitscht. Geil aufs Töten. Reste eines sexuellen Gefühls.

Als er den Zählknopf drückte, bemerkte er das Messer, das seine Hand immer noch umklammerte. Steckte es weg. Unter den Bund der Drillichhose. Schaute sich um. Aber keiner hatte etwas gemerkt.

Die zweite Sirene ertönte, und er machte sich auf den Weg zum Sammelpunkt. Seine Arbeitsbrigade, diesmal pünktlich, bereits im Anmarsch. Er nahm seine Hände in die befohlene Haltung. Reihte sich ein. Der Blick FREI GERADEAUS.

Der Oberwächter hatte schlecht geschlafen, das konnte man ihm ansehen. Brüllte seine Befehle. Laufschrift. Die ganzen zwei Kilometer würden gelaufen werden müssen. Keuchender Atem. Die ersten Abschüsse. Tritte, Schläge mit dem Gewehrkolben. Als der Kolben des Oberwächters ihn in den Rücken traf, verlor er sein Messer aus dem Hosensbund. Erschrecken. Panik. In einer Bewegung: sich bücken nach dem Messer, einen Schritt auf den Oberwächter zu, das Messer hoch in der Luft, zustechen auf dessen Brust gezielt. Die abgerundete Messerklinge konnte unmöglich den Drillichstoff durchdringen. Dieses Wissen bereits, als das Messer noch in der Luft war.

Die Gewehrkugel traf in seinen Bauch. Er fiel vorn über, blieb liegen auf der Betonpiste. Sie ließen die Abgeschossenen immer liegen. Die Müllbrigaden mußten die Leichen beseitigen. Er würde sterben.

Aber erst nach Stunden in glühender Mittagshitze.

In der Ferne der Marschtritt der Brigade. Er war allein. Er hatte etwas getan. Wichtig nur: dieses Hochreißen des Messers. Der Wille, aus einer plötzlichen Angst geboren. Der Wille etwas zu tun. Freiheit, dieses Wort Freiheit. Es gibt einen Weg.

Schigolett

Über Möglichkeiten, den Kunstbetrieb zu vermenschlichen

Prolog

Das Gefühl der vollkommenen Leere hüllt ihn ein. Sein Schweigen. Seine Bewegungslosigkeit. Nur-Dasitzen-In-Ruhe-Gelassen-Werden-Nichtstun. Kein Gedanke. Es ist alles geschehen, was geschehen konnte. Wondrabil's Rieseneier aus Kunststoff waren am Ostersonntag auf dem Fluß geschwommen und hatten Begeisterung in der Presse ausgelöst. Mahlerweins Kritik – und nur sie wird ja eigentlich noch ernst genommen – war geradezu emphatisch gewesen. Krugs Metallflächen waren noch einmal ein Verkaufserfolg gewesen. Die Ausstellung der Konstruktivisten, der Neokonkreten, die Light-Show, die Objekte aus Toilettenbürsten von Kaufhaus-Meier: So etwas mochte das Publikum. Da lohnte sich eine Vernissage. Knight hatte die Sahara mit weißen und roten Masten durchschnitten, die nachts beleuchtet waren. Spirrer hatte mit einem Plastikgebirge das Wetter in der Norddeutschen Tiefebene beeinflusst. Und Worm hatte sein Exkrementalfestival veranstaltet: DIE ATTRAKTIONEN DER SAISON.

Und nun? Alles ist geschehen, was geschehen konnte. Langeweile beginnt sich auszuweiten, zur Lebensform zu werden. Graphik, multiple Objekte, ja selbst Projekt-art, das alles hat keinen Sinn mehr. Der Markt ist gesättigt. Im letzten Jahr hatte er es noch einmal mit einer Gatto-Edition versucht, es war ein Reifall geworden. Langeweile. Das bedeutet Gefahr. An der Langeweile des Publikums läßt sich kein Geld verdienen. Der Zwang zu Neuem. Es muß etwas geschehen. Der Stillstand muß überwunden werden. Eine alles bewegende, motivierende Idee ...

Ein Frühstückskartell der Galeristen hatte sich konstituiert, man hatte sich über gewisse Monopole der einzelnen Kunsthändler geeinigt. Der Markt war aufgeteilt worden. Die Preise konnten nach Belieben festgesetzt werden: EIN TRAUM!! In früheren Jahren wäre er begeistert gewesen. Aber nun?!

Man hatte ihm die Naiven zugeteilt. Sicher eine Chance. Vielleicht sogar ein Glückstreffer. Doch auch für sie war kein Markt mehr vorhanden. Es war schwer geworden, neue Bedürfnisse zu wecken. Die Sensation fehlt, das Außergewöhnliche, das den Besitzwunsch, die Gier des Auch-Haben-Wollens, den Wunsch teilzuhaben, entstehen läßt. Sicher – da ist noch etwas. Noch keine Sensation. Aber das könnte sich ausweiten. Zur Sensation werden.

Zur Zeit noch ein Geheimnis. Sein Geheimnis. Letkiewicz. Der Sauerländer. 72 Jahre alt. Ein Einzelgänger, Waldgnom, ein bißchen verrückt. Durch Zufall war er auf ihn aufmerksam geworden. Vor Jahren schon. Eine Holzfigur in einer Kneipe auf dem Lande. Riesengroß. Grob geschnitzt. Bunt bemalt. Letkiewicz hatte dafür einen Monat umsonst in der Kneipe essen dürfen. Mehr aus Mitleid, hatte der Wirt gemeint und gesagt: »Das ist ein Bekloppter!«

Er war zu Letkiewicz in den Wald gefahren, hatte den alten Wehrturm, in dem der hauste, beinahe nicht gefunden. Und hatte ein Angebot gemacht.

Er würde alle Arbeiten von Letkiewicz kaufen, alle Figuren, was immer er auch herstellte. Aus Mitleid natürlich. Dafür würde er ihm ein Gehalt zahlen, 1.500 Mark jeden Monat. Letkiewicz hatte gestrahlt. Seiner Frau waren die Tränen gekommen, und sie hatte seine Hand geküßt und ihm von einer Zigeunerin erzählt, die dem Letkiewicz schon in der Jugend eine große Karriere vorausgesagt hatte.

Fünf Jahre war das her, dieser Besuch bei Letkiewicz. 62 Figuren hatte Letkiewicz mittlerweile geschaffen. Er hatte extra einen Lagerraum anmieten müssen. Kapital das nicht

arbeitet, ist totes Kapital. Den großen Gewinn würden die Figuren erst bringen, wenn Letkiewicz tot wäre. Allerdings – die Grenze des finanziell noch Vertretbaren war jetzt erreicht. Es würden zuviele Figuren werden, wenn es weiter ginge. Wertvoll ist nur, was es nicht zu oft gibt. 90.000 Mark Gehalt für Letkiewicz. 5.400 Mark Lager-raummiete. Ein paar tausend Mark Nebenkosten. Eine Menge Geld war investiert worden. Fast zuviel Geld. Und nun?

Etwas muß geschehen. Eine Entscheidung ist zu treffen.

I

Ideen kommen plötzlich. Erlösen aus der Lethargie. Lassen wach werden. Beginnen zu überzeugen. Werden akut, wichtig, einzig möglich.

LETKIEWICZ MUSS STERBEN.

Der Gedanke ist da. Beunruhigt zur Zeit nur. Bereitet schlaflose Nächte. (Kreative Unruhe nennt er das.) Dann aber (eine zweite Phase) beginnt der Gedanke bereits eine gewisse Faszination auszuüben, der er sich nur schwer zu entziehen vermag. Etwas bewerkstelligen, in Gang setzen. Zum Handeln bereit sein. Konsequenzen in Kauf nehmen. Der Idee eine Tat folgen lassen.

Handlungsabläufe werden durchdacht. Wirksamkeiten überprüft.

Der Plan. Ein Plan entsteht. Der Plan, eine Sensation zu schaffen. Etwas zum Funktionieren bringen, das außergewöhnlich ist. Interessant dabei, die Art, wie etwas funktioniert. Die Sensation für das Publikum: Zuschauen wie andere Außergewöhnliches zum Funktionieren bringen, Abnormes, Absurdes passieren lassen. Der Wunsch schließlich, daran teilzuhaben.

Jemand muß gefunden werden. Jemand, der Letkiewicz vom Leben zum Tod bringt. Jemand, der das geschickt anstellt. Schließlich – Letkiewicz ist ein alter Mann. Herz-

versagen – irgendetwas Natürliches. Ein normaler Tod, der nicht auffällt. Oder aber – besser noch – ein sensationeller Mord. Bereits in diesem Stadium die Sensation anbieten. Ein Mörder, der – so muß es jedenfalls aussehen – mordet, weil er sich in den Besitz von Kunstwerken bringen will. Ein Mörder, der eine Anzahl von Holzfiguren des Letkiewicz in räuberischer Absicht an sich bringt. Raubmord. Ein leerraumtes Atelier. Ein ermordeter alter Bildhauer. Eine Sensation, die den Kunstmarkt aufhorchen lassen würde.

Berichte in den Massenmedien würden zweifellos folgen. Eine gute Story. Der einsame Mann in seinem alten Wehrturm mitten im Wald. Ermordet, als er seine Kunstwerke gegen einen Dieb oder Räuber verteidigen will. Verkannt sein Leben lang. Ein »Van Gogh der Naiven«. Möglicherweise eine weinende Ehefrau, die mit einer Zigeuner-Prophezeiung aufwarten konnte. Ein Leben lang hatte sie zu ihm gehalten. Philemon und Baukis. Die Kunstwerke geraubt, kein einziges mehr vorhanden, so müßte es aussehen. Vom Mörder fehlt jegliche Spur. Die Polizei tappt im Dunklen. Er würde kaum eingreifen müssen, um die Publizität dieses Ereignisses zu fördern. Sicher, einige Leute wie Mahlerwein beispielsweise oder auch Krudewill würden ein kleines Entgegenkommen erwarten, wenn man wollte, daß sie sich der Sache annahmen, wenn sie eine gewisse Seriosität in die Berichterstattung bringen sollten. Für Mahlerwein würde diesmal eine Reise zu den Bahamas genügen, und Krudewill war ein Antiquitäten-Narr, und auch da würde sich etwas finden lassen. Schließlich könnte eine Menge Geld für die Öffentlichkeitsarbeit gespart werden, wenn die Ereignisse für sich sprechen würden.

Man würde dann mit Sicherheit Expertisen einholen über den künstlerischen Wert der Holzfiguren. Gutachter würden hinzugezogen werden. Sein eigenes Urteil würde diskutiert werden: Ein Fachmann auf dem Gebiet der Naiven – er ist in der Branche bekannt, hat einen Namen. Und er

würde sagen, daß er nie gezweifelt habe an Letkiewicz, daß er Letkiewicz finanziell unterstützt und dessen Werke erworben habe, daß die Zeit für die Werke des Künstlers Letkiewicz noch nicht reif sei...

Das würde genügen, um die Preise in die Höhe zu treiben. Wichtig würde sein, daß er erst nach allen anderen um sein Urteil gebeten würde, am Schluß würde seiner Meinung entsprechendes Gewicht zukommen.

Wichtig würde auch sein, daß von seiner Seite mit aller Deutlichkeit den Journalisten klar gemacht wurde, daß er nicht beabsichtige, eines der Werke des Letkiewicz, die sich in seinem Besitz befinden, zu veräußern.

Wichtig würde sein, daß nach einiger Zeit (nach etwa einem Monat, spätestens sechs Wochen) eine der gestohlenen Holzfiguren auf dem Kunstmarkt auftauchen müßte. In den USA vielleicht oder in Südafrika. Der Markt würde dann getestet werden. Der Preis, der erzielt werden würde, könnte maßgeblich seine Verkaufstaktik mitbestimmen. Und dann könnte er immer noch überlegen, ob er Figuren über den grauen Markt oder über den offiziellen Kunsthandel absetzen sollte.

Es gibt eine Phase der Überlegungen, nach der es kein Zurück mehr gibt. Psychologische Momente spielen dabei eine entscheidende Rolle. Das Faszinativ einer Planung. Das auf eine Ganzheit gerichtete Denken des Menschen. Sado-masochistisches Verhalten. Die Umwelt wird zur Herausforderung. Der Plan zum Handlungszwang. Er ist sich über sein Verhalten nicht ganz klar, das ist sicher, versucht mit seinen Erklärungen wohl auch Emotionen zu unterdrücken, dessen ist er gewiß. Mit Sicherheit allerdings kann gesagt werden: Der Plan ist beschlossen.

LETKIEWICZ WIRD STERBEN.

II

Den Mörder finden. Ausschau halten. Tage lang. Zeit vergeht. Umhersehen. Mit Leuten sprechen. Die nur noch dürftigen Unterweltskontakte spielen lassen. Eine innere Unruhe beflügelt ihn eine Weile. Verbissenes Suchen. Hunderte von neuen Bekanntschaften. Ständiges Unentschlossenheit. Wieder mehr abendliche Kneipenbesuche. Aber – insgesamt wenig Aussicht auf Erfolg. Versuche, jemanden für dieses Vorhaben zu gewinnen. Ablehnung. Ausgelachtwerden. Fast-Schon-Resignieren-Wollen. Hoffnungslos. Es hätte ihm eigentlich schon viel früher klar sein müssen, daß ein solcher Mörder ... einer mit diesen Qualitäten, die er selbst kaum beschreiben, mehr intuitiv erahnen konnte ... daß ein solcher Mörder nur sehr schwer zu finden war.

Und dann doch.

Dort, wo er ihn am wenigsten vermuten konnte. Eine der langweiligen Ausstellungseröffnungen bei Sagobil (Wondrabils Bruder hatte sich vor siebzehn Jahren diesen Künstlernamen zugelegt). Das übliche Publikum anwesend. Professoren, Mäzene, Auch Frauen, Nur-Frauen, Kritiker, Kultusbeamte, Künstler, Konkurrenten. Bei Bier und Schnaps und Brezeln, die Sagobils Frau selbst gebacken hatte und die berühmt waren, weil mit buntem Zuckerguß in schauerlichen Farben überzogen: weich-grün, rosa-rot, osterblumen-gelb.

Sagobil begrüßt ihn überschwänglich, klopft ihm auf die Schulter. Spricht von einer »Wende im augenblicklichen Stillstand der Kunst«. Eine Warnung. Jetzt durfte, konnte er nicht zu spät kommen! Dem Plan mußten nun Taten folgen...

Der Künstler: ein Youngster mit schwarzem Bartflaum, gelben Zähnen und feuchten Händen und Nadelstreifenanzug. Den Namen – nie gehört.

Die Objekte – »Verhängungen« betitelt (Kunstdruck-Katalog, numerierte Auflage, vom Künstler handsigniert, fünf- undzwanzig Mark) Stoffetzen hinter Glas mit eigenartigem Faltenwurf und von erstaunlicher Perspektivwirkung trotz Zweidimensionalität. Er erinnert sich flüchtig an das Verfahren: Die abzudeckenden Körper mit Stoff bedecken und den Stoff mit Nitrolack abspritzen, trocknen lassen, ausbügeln. Ein Verfahren, daß Mattner schon vor Jahren bekannt gemacht hatte, mittlerweile gab es etliche Epigonen. Der KÖRPER auch da: ein Mädchen, sich mit glänzenden Augen der Bewunderung erfreuend, die ihr von allen Seiten zuteil wird. Hochschwanger. Erzählt wieder und wieder, wie sie, bereits schwanger, Modell gelegen habe. Und nun die Angst (oder geil freudige Erwartung), ob die Nitrolackdämpfe dem Fötus wohl geschadet haben könnten.

Mahlerwein – dick und selbstgefällig den Raum durchquerend. Bisweilen sein irres Lachen ausstoßend. Knufft ihn in die Seite. Flüstert etwas von »Kunscht«. Knoblauchatem. Und noch einmal vertraulich »Ich sage Kunscht«. Dreht abrupt ab, um dem nächsten sein Urteil darzubieten.

Krudewill mit glasigen Augen in einer Ecke. Schon vollständig betrunken. Starrt Sagobils Frau an, die unter einer weißen durchsichtigen Bluse den Büstenhalter vergessen hat, was sie sich leisten kann.

Schultze, der Kleiderfabrikant. Mit Söhnen + Frau + Freundinnen, diesmal gleich zwei. Sich nicht zum Kauf eines Objektes entschließen könnend, weil alle ihm anderes raten. Qual der Wahl. Hier ist zu grüßen, denn Schultze ist jedes Jahr für fünfzig- bis hunderttausend Mark gut. Er baut eine Sammlung moderner Kunst auf, kauft alles, was Namen hat oder verspricht einen zu bekommen, und man redet darüber, daß er seine Sammlung der Hauptstadt schenken will, wenn diese ihm ein Museum dafür baut, das seinen Namen trägt. Hier also die geflüsterte Prognose, daß

»Verhängungen« eine Fehlinvestition darstellen könnten: Sagobil das Geschäft kaputt machen.

Amandus, der Internist, heute mit einer Koreanerin und Breslauer, der bärtige Hofliterat, Thorn, der schwule Fernsehjournalist und Rodenfels, der Theaterintendant, der gerade eine Wahlkampagne für die Staatspartei gestartet hat, um seinen Vertrag verlängert zu bekommen ...

Unter diesen allen sieht er ihn plötzlich. Auffallend, weil nicht einzuordnen in die gängigen Kategorien. Wenig exzentrisch. Eine Flasche mit weißem Schnaps in der Hand (eine Sorte, die »man« zur Zeit gar nicht trinkt – das schon ungeheuer). Mit ruhigen Zügen trinkend. Dunkle Augen. Expressive Stirn. Große, geschwungene Nase. Trauriger, weicher Mund. Seltsam gegensätzlich: sein schwarzer Anzug und seine weiße Haut.

Vollkommen allein. Keine Kommunikation mit anderen. Ein Außenstehender, der das Hin und Her und Zueinander und Gegeneinander der Ausstellungsbesucher betrachtet, ohne eingreifen zu wollen in Geschehnisse. Auffällig in seiner Ruhe.

Assoziative Erinnerung an einen längst vergessen geglaubten Film. Fragmente, ins Bewußtsein geschleudert. Ein fiepender Vogel. Das triste Interieur eines Zimmers. Grünlich. Das Riesenhafte einer Pistole. Das Gesicht des Hauptdarstellers. Diese kaum glaubhafte Affinität.

DER TODESENGEL.

Diese Ähnlichkeit vielleicht ist der Anlaß, zu glauben, dieser würde es sein, der seinen Plan verwirklichen könnte. Oder aber nur – plötzlich Intuition.

Vergeblich fragt er, erkundigt er sich. Keiner kennt den Fremden. Eben – ein neues Gesicht. Sagobil natürlich würde wissen... aber das könnte Verdacht erregen.

Eine Zeitlang nur Interesse. Den Beobachter beobachten. Sehen: Was tut der? Aber – dann auch – abschließende

Gedankenverbindung zwischen seinem Plan und dieser, gerade dieser Person. Könnte möglich sein. Vom Typ her, nicht wahr!

Sich herantasten an diesen Menschen. Sich ihm nähern. Sehr vorsichtig. Sehr behutsam. Sehr wachsam. Die Augen, die ihn schon bemerkt haben. Ihn bald nicht mehr loslassen. Seine Absichten erraten (einige dieser Absichten). Ihn den Weg zu sich öffnen. Die Sprache seltsam weich. Die Hände schmalgliedrig und kalt, sehr kalt. (Oder interpretiert er schon für sich?) Der Name überraschend. SCHIGOLETT

Die Geschichte dazu: Eine Geschichte von Schulkindern, Klassenkameraden, die ihn hänseln wegen seiner Hände und seines weißen Körpers. Die ihn der Homosexualität verdächtigen (»verdächtigen«, dieses Wort sagt er), eines weibischen Verhaltens. Dann dieser Name für ihn. Schreien ihn in den Pausen über den Schulhof. Rhythmisch. Machen Verse dazu. Schigolett hat diesen Namen behalten, hat vergessen: Geburt und Eltern. Und hat sich zu diesem Namen ein Lebens-Schicksal, eine Existenz geschaffen.

Er ist beeindruckt von diesem Menschen, der sich Schigolett nennt. Bis zu einem gewissen Grad fasziniert, wie er zugibt.

Nein, kein Student. Eher: ein Jobber! Einer, der von Jobs lebt. Keine Ambitionen. Hier – weil er zwei Tage zuvor Sagobil kennengelernt hat, weil er mit Sagobil geschlafen hat, weil er geholfen hat, die Objekte an die Wände zu hängen, zu dekorieren, weil er Sagobils Galerie geweißelt hat und mit Sagobils Frau geschlafen hat. Er hört diese Geschichte nur noch. Nimmt sie nicht mehr auf. Ist weit weg in seinen Gedanken.

»Du kannst zu mir kommen. Morgen, übermorgen, wann Du willst. Ich glaube, ich habe Arbeit für Dich.«

Ein Blick. Seltsam prüfend. Ein leichtes Lachen. Ansetzen der Flasche an den Mund. Ein wenig Schnaps rinnt das Kinn herunter, aber nicht unsympathisch.

»Ich komme.«

Wendet sich ab.

Gefunden. Mit einiger Sicherheit konnte das gesagt werden. Und obwohl der andere noch nichts von seinem Plan wußte, obwohl er noch weit davon entfernt war, zuzustimmen: Dieser Plan mußte ins Rollen gebracht werden. Ins Rollen bringen. Eine Metapher. Sie gefällt ihm. Etwas in Bewegung setzen. Jetzt gleich.

Mahlerwein auf sich aufmerksam machen. Ein vertrauliches Gespräch vor der Toilettentür herbeiführen. Ihn mit einer Reise nach Polen locken. »Sie müssen mir diesen Gefallen tun.«

Mahlerwein ist nur allzu gefällig. Eine Reise würde das kosten. Eine weitere Investition.

»Es gibt in Polen noch eine Menge unentdeckter Naiver. Und Sie sind doch Experte. Nur sondieren, erst einmal. Einige Proben aufkaufen. Reichen drei Wochen? Wann können Sie denn fahren? Wie Sie wollen, im Auftrage eines Ihrer Presseorgane oder ganz offiziell in meinem Auftrag, wie Sie wollen.« Mahlerweins Begeisterung auf den Punkt lenken. Dann, fast leichthin die Frage:

»Kennen Sie eigentlich Letkiewicz? Eine Entdeckung von mir. Nein, kein junger. Hat im Stillen gearbeitet. Holzfiguren. Ein kurzer Bericht in der Sonntagsausgabe. Ich schicke Ihnen da ein paar Informationen. Nein, keine Fotos. Sagen wir, Vorbericht zu einer Ausstellung bei mir im nächsten Monat ...«

Mahlerwein nickt, hat verstanden. Das versteht er. Krudewill wird er einen Zettel in die Tasche stecken.

»Erbitte dringend Anruf. Interessante Neuentdeckung.«

Das würde genügen. Krudewill würde den Zettel morgen finden. Dazu würde er ihm eine emaillierte Uhr, 18. Jahrhundert, schicken. Das müßte genügen.

Zwei Zeitungsberichte, wenig aufwendig und unscheinbar, würden folgen.

Die Wirkung: Ein Name würde genannt werden.

LETKIEWICZ

Und alles andere konnte ablaufen, so wie er es geplant hatte.

Nun noch Schigolett seine Adresse mitteilen. Und warten. Warten eine Nacht. Aber ein ruhiges Warten. Ein ruhiger Schlaf.

LETKIEWICZ WIRD STERBEN.

III

Die Nachricht von dem Mord an Letkiewicz platzte in die Kunstpreisverleihung an den Maler Rother, dessen politisch brisanten Collagen und Zeichnungen in letzter Zeit das übliche (mäßige) Aufsehen erregt hatten. Rother, so muß angemerkt werden, ist einer von Krudewills Favoriten. Krudewill hatte die Preisvergabe an ihn wohl auch mit durchgesetzt. Er war einer von drei Jury-Mitgliedern gewesen und einziger Fachmann in diesem Gremium. Rother hatte ihm – so war bekannt geworden – vor kurzem eine Meißener Tischuhr zum Geschenk gemacht. Mayer-Lerer, der Kulturdezernent, war wütend darüber, daß Rother den Preis bekommen sollte, und polemisierte nun in seiner Laudation gegen politische Kunst im Allgemeinen.

Amüsement über diese Konstellation bei den geladenen Gästen, die bereits zu Beginn der Rede von Mayer-Lerer über die kalten Platten hergefallen waren.

»Nun«, sagt Mayer-Lerer in seinem unverkennbaren Dialekt, »die Versuche mit einer politisierten«, verbessert sich, »besser: politisierenden Kunst, die sich eine Weile aufdrängen wollten, sind wohl wieder auf dem Rückzug begriffen.« Hält inne. Wartet.

»Jetzt kommt etwas Bedeutendes«, flüstert Krude will dem neben ihm stehenden Thorn zu, der seinem Film-Team »Ton ab!«, »Kamera ab!«, »Klappe« befiehlt. Mayer-Lerer wartet geduldig, bis die Klappe vor seinem Kopf geschlagen ist, und fährt dann fort – nun fürs Fernsehen:

»Wenn ich es recht sehe, war politische Kunst im engeren Sinne freilich kaum je die Aufgabe jenes Unternehmens der Gestaltung, als die ich die Kunst einmal bestimmen möchte.«

Eine Sekretärin des Kulturdezernenten kommt herein, klopft dem dicken Mahlerwein auf die Schulter, der, mit sich und Mayer-Lerer unzufrieden, an den Fingernägeln kaut. Die Bitte an Mahlerwein, doch mitzukommen. Etwas Wichtiges. Unaufschiebbares. Ein Fernschreiben von seiner Redaktion...

Mahlerwein winkt ihm aufgeregt von der Tür her mit dem Fernschreiben in der Hand. Nur jetzt ruhig bleiben. Gemessenen Schrittes auf Mahlerwein zu gehen, den Worten des Kulturdezernenten noch immer lauschend, der gerade feststellt:

»Nicht, daß bei der Abbildung und Ausdeutung des Menschlichen, des Gesellschaftlichen nicht auch Kritik möglich, ja notwendig wäre. Nur: der künstlerische Prozeß verläuft meist nicht von einer – agitatorischen Kritik – hin zur Gestalt, sondern umgekehrt von der Gestalt hin zur Kritik ...«

Hält wieder inne. Offensichtlich irritiert durch Mahlerweins rudernde Armbewegungen.

Verbessert sich:

»Besser noch ...«

Alle Augen blicken nun auf Mahlerwein, der in der Saaltür neben einem Lorbeerbaum mit dem Fernschreiben winkt. Roter Kopf. Zieht sich den Seidenbinder aus Malawi aus dem Hemdkragen. Stotternd der Kulturdezernent, dem keine Aufmerksamkeit mehr zuteil wird:

»In der künstlerischen Gestaltung kann die Kritik enthalten sein, als Teil der Gestalt nämlich. Und nur als Teil der Gestalt kann das Kritische in der Kunst überdauern und Bestand haben ...«

Bricht ab.

Röchelnder Atem Mahlerweins an seinem Ohr. »Letkiewicz. Sie erinnern sich. Er ist tot. Ermordet. Verstehen Sie. Der Mann, den Sie mir damals ... Sie waren das doch? Waren Sie es nicht? Dieser Figureschnitzer. Ermordet. Verstehen Sie? Das Atelier leer geräumt. Die Frau mit Schockwirkung in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Alle Figuren aus dem Atelier mitgenommen, der Mörder. Verstehen Sie, was das heißt? Ein Mord, um der Kunst willen ... Das ist ein Knüller!« Erst noch flüsternd an seinem Ohr, dann laut zu den anderen. »Das ist ein Knüller!« (Mahlerwein war früher Lokalredakteur gewesen und hatte hauptsächlich Gerichtsreportagen verfaßt.) Triumphierender Blick über die Köpfe der Umstehenden!

»Das ist eine Sensation!«

Läuft fort mit flatternden Rockschoßen.

Unruhe und Unverständnis bei den Zurückgebliebenen.

»Was ist los?« »Was meint er?« »Welche Sensation?« Fragen, die ihm gestellt werden.

Kurze Auskünfte, ausweichende Antworten.

Ruhige Gelassenheit. Demonstratives Kaum-Interesse. Nicht-Glauben-Wollen-An-Die-Nachricht. Erste Anzeichen einer Trauer in seinem Gesicht zur Schau gestellt.

Wenn es wahr wäre ... ein Freund, ein entfernter ... ein Bildhauer, an den er geglaubt hatte, wenn es wahr wäre ... ein grauenhaftes Ereignis...vor wenigen Wochen mit ihm noch gesprochen, ihn gesehen ... und nun ... neue Arbeiten nie geahnter Dimensionen, tiefer Schlichtheit und ... Religiosität ... ein Lebenswerk ... nein, das wäre so tragisch, daß ... ja, die Kunstwerke wohl entwendet ... nein, genaues wisse er auch nicht ...

Aufgeregte Menschen, die Sensation witternd, wenn auch noch nicht begreifend, auf der Suche nach einem Telefon, sich hastig ihre Garderobe überstreifend, zu ihren Autos eilend.

Ein vollends verwirrter Kulturdezernent, der zu einem nicht mehr vorhandenen Auditorium sagt: »Ich danke

Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, meine Damen und Herren!« und einen Scheck überreicht...

Der Plan ist gelungen. Die Wirkung ist viel größer, viel spontaner als von ihm berechnet. Die Reise zu den Bahamas, die Uhr für Krudewill, das beides würde man sparen können.

LETKIEWICZ IST TOT.

IV

Eine Abfolge von Ereignissen, so wie er es voraus geahnt hatte. Sein Büro überlastet durch die Beantwortung von Telefonanrufen. Eine Pressekonferenz, die zu bewältigen war. Allgemeine Phrasen. Andeutungen, ohne zu einer abschließenden Wertung von Letkiewicz's Werk zu kommen. Das Eingeständnis, Letkiewicz finanziell unterstützt zu haben und aus diesem Grunde auch wohl einige seiner Werke käuflich erworben zu haben. Die Frage provozieren, ob und wann man mit einer Letkiewicz-Ausstellung rechnen könne. Diese Frage unbeantwortet lassen!

Ausrichtung eines pompösen Begräbnisses. An seinem Arm Letkiewicz's Witwe voller Rührung.

Ihr Geist bereits in einer anderen Welt. Verdis Requiem von der Empore der Dreifaltigkeitskirche (beim »dies irae« kommen selbst Krudewill die Tränen). Fast zweitausend Menschen, die hinter Letkiewicz's Sarg auf dem Kiesweg des Hauptfriedhofs hergehen. Menschen, die ihn nicht gekannt haben. Nur einmal gesehen, aufgebahrt hinter einer Glasscheibe. Mahlerweins »bewegende« Worte am Grabe des Künstlers: Eine Rede von fast einer Stunde Dauer, die die Geduld des Friedhofsgärtners und der Totengräber auf eine harte Probe stellt.

Von der Presse wird Druck auf die Polizei ausgeübt, die »angesichts dieses abscheulichen Verbrechens vollkommen im Dunkeln« tappt. Keine Spur von dem oder den Täter(n). Mutmaßungen über Motive. Keinerlei Anhaltspunkte.

te am Tatort. Nur soviel konnte festgestellt werden: Der Mord war mit einer fünfundvierziger Automatik ausgeführt worden. Der Mörder hatte nur einen einzigen Schuß abgegeben, war schwarz gekleidet gewesen, hatte keine Maske getragen. Eine weitergehende Beschreibung war von Letkiewiczs Witwe wegen ihres durch diese Vorgänge verwirrten Geistes (sie war während des Mordvorganges im Atelier anwesend) nicht zu erhalten. Mit einem gemieteten Lastwagen, der zwei Tage später in einem Waldstück nahe des Wehrturmes gefunden wurde, hatte der Mörder sämtliche Kunstgegenstände aus Letkiewiczs Atelier abtransportiert. Keine weiteren Zeugenaussagen. Keine Fingerabdrücke am Tatort, keine »zweckdienlichen Hinweise« aus der Bevölkerung. Verlautbarung eines Polizeisprechers: Es sei offenkundig, daß dieses Verbrechen einem »Profi« anzulasten sei.

Aussetzung einer Rente auf Lebenszeit für Letkiewiczs Witwe gemäß eines Beschlusses der Landesregierung auf Anraten des Kultusministers. Letkiewicz hatte keinerlei Sozialabgaben geleistet, auch nicht für eine Lebensversicherung gezahlt.

Die Fragen nach einer Letkiewicz-Ausstellung werden drängender, werden immer öfter wiederholt. Mitwirkung an einer Fernsehsendung über Letkiewicz. Erste Würdigungen des Gesamtwerkes in den wichtigsten Presseorganen.

Mahlerwein bittet um Besichtigung der vorhandenen Letkiewicz-Werke, soweit sie sich in seinem Besitz befinden. Ein geringer Teil wird ihm gezeigt. Rücktritt eines Polizeipräsidenten. Erste Käuferanfragen. Teils anonym, größtenteils aus dem Ausland kommend. Sagenhafte Gebote. Mit solchen Preisen war nicht zu rechnen.

Vorbereitungen zu einer Letkiewicz-Ausstellung. Nun endlich – Kunstmäzene, Kulturkritiker, Minister, Museumsdirektoren atmen auf. Eine erste Sichtung des Werkes wird möglich werden. 47 Figuren würden gezeigt werden kön-

nen im Museum für Kunst des Jahrhunderts in der Hauptstadt. Dazu einige gezeichnete Entwürfe, im Besitz (im nominellen Besitz) von Letkiewicz's Witwe. Zwei Monate inzwischen vergangen. Zwischenzeitlich erster Verkauf eines Letkiewicz an einen sowjetischen Staatsminister, auf dessen Schweigen und Diskretion Verlaß ist: Für die kleinste der Holzfiguren wird ein sechsstelliger Preis erzielt. Im Ausland tauchen einige Letkiewicz-Figuren auf, deren Besitzer glaubhaft versichern können, diese bei Letkiewicz noch zu dessen Lebzeiten erworben zu haben. SCHIGOLETT also.

Die Postsendung einer Zeichenrolle an die Ausstellungsleitung bewirkt, daß man ihn bittet, unverzüglich auf dem schnellsten Weg ins Museum zu kommen. Anwesend dort: der neue Polizeipräsident, der Kultusminister, der Museumsdirektor, Mahlerwein in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Museumskuratoriums, Krudewill in seiner Eigenschaft als zweiter Vorsitzender des Museumskuratoriums (betrunken), Thorn mit seinem Fernsehteam, seine Leute anbrüllend wie immer, Mayer Lerer als zufälliger Gast, Nicht-Verstehen demonstrierend. Alle über eine Bleistift-Zeichnung gebeugt, diese auf einem Konferenztisch liegend, offenbar der Inhalt der zugesandten Papprolle. Die Bleistift-Zeichnung von Letkiewicz signiert, seinen Tod darstellend, besser: die Sekunden vor seinem Tod. Unschwer zu erkennen: Letkiewicz's Atelier. Letkiewicz selbst über einem Zeichenblock sitzend, an einer (wohl dieser) Skizze arbeitend. In einer Ecke des Ateliers an einem hochbeinigen Tisch auf einem hochbeinigen Stuhl Letkiewicz's Frau, in ihrer Physiognomie der Absinth-Trinkerin von Degas ähnlich. Vor beiden der Mörder. Stehend. In seiner Hand eine Pistole, diese auf den zeichnenden Letkiewicz gerichtet. Schwarz gekleidet, Handschuhe tragend. Das Gesicht nur sehr grob skizziert, kaum erkennbar.

Frage des Polizeipräsidenten: Ihre Meinung? Mahlerweins
Antwort: Unverkennbar. Die Zeichnung ist von Letkiewicz. Ohne jeden Zweifel.
Sein Einwurf: Letkiewicz war kein guter Zeichner. Es gibt Bildhauer, die...
Frage des Polizeipräsidenten: Ohne jeden Zweifel? Krude-
wills Antwort: Ja, Du Arsch!
Feststellung des Kultusministers: Und im Sterben diese Zeichnung, um uns auf den Mörder hinzuweisen, sein Gesicht uns zu zeigen. Einfach genial. Sein Einwurf: Letkiewicz war nur eben leider kein guter Zeichner. Aber ...
Antwort des Polizeipräsidenten: Ausgeschlossen! Die Kugel, die ihn getroffen hat, war sofort tödlich. Das haben die Gerichtsmediziner übereinstimmend festgestellt. Wenn also diese Zeichnung wirklich von ihm ist, dann...
Mahlerweins Wiederholung: Ohne jeden Zweifel. Frage des Kultusministers: Dann sollte also der Mörder Letkiewicz vor seinem Tod gezwungen haben, diese Zeichnung ...?
Thorns Frage: Können wir das filmen?
Mahlerweins Feststellung: Aber das wäre ja ...
Mayer-Lerers Feststellung: Ich verstehe nicht, wie ...
Frage des Polizeipräsidenten: Wie lange, meinen Sie, würde es dauern, eine solche Zeichnung her zustellen?
Thorns Frage: Können wir das jetzt aufnehmen, verdammt noch mal?
Mahlerweins Antwort: Das ist schwer zu sagen. Er war ja kein guter Zeichner. Aber ich würde meinen ... eine halbe Stunde, vielleicht auch eine Stunde oder länger...
Antwort des Museumsdirektors: Mit Sicherheit eine Stunde, wahrscheinlich länger, das ist alles sehr sorgfältig ausgeführt.
Frage des Kultusministers: Solange doch? Thorns Feststellung: Also ich bringe das morgen in der Sendung!
Endlose Diskussionen über die Veröffentlichung, die »Veröffentlichbarkeit« der Skizze. Ein Zeichner der Polizei soll

beauftragt werden, nach der Skizze ein Fahndungsbild des Mörders anzufertigen.

Diese Skizze, diese letzte Bleistiftzeichnung des Künstlers Letkiewicz: ein weiteres sensationelles Ereignis.

Die Ausstellung verspricht ein immenser Erfolg zu werden. Selbst die sogenannte Regenbogenpresse beginnt mit der Kulturberichterstattung. Letkiewicz's letztes Werk würde in der Ausstellung einen separaten Raum erhalten, schwarz ausgeschlagen. Die Skizze unter nicht reflektierendem Glas, von Scheinwerfern angestrahlt. Ein erhabenes Bild.

Zingelmann aus Cinecitta hatte sich zur Ausstellungseröffnung angesagt. Bramarbasierend am Telefon. Dieser Mord— ein Stoff für seine Filmproduktion. Vielleicht würde Bull in seiner Schriftstellerei das Drehbuch anfertigen lassen können. Servan-Carriere, des Produzenten unehelicher Sohn, als Mörder ... Oder habe er einen besseren Vorschlag? Eine Sekunde Schweigen an beiden Telefonen.

Eine blitzschnelle Überlegung: Sollte er sagen, ja, er habe da einen jungen Mann, der diese Rolle spielen könnte.

Dann aber doch als Antwort ein ausweichendes:

Vielleicht ...

Faszinierend der Gedanke:

SCHIGOLETT, DER MÖRDER, SPIELT DEN MÖRDER.

V

Wochen vergehen voller Geschäftigkeit.

Die Letkiewicz-Ausstellung wird ein Erfolg, wie ihn die Kunstszene in den letzten Jahren nicht mehr erlebt hatte. 700.000 Besucher in knapp drei Wochen. Danach: Angebote über Angebote. Einzelne Verkäufe, gezielt auf unterschiedlichen Märkten. Allein fünf Museen hatten Letkiewicz-Werke zu Höchstpreisen erworben.

Zehn Tage später die Gründung einer Letkiewicz Stiftung, von der jährlich ein Kunstpreis vergeben werden soll an

einen unbekanntem bildenden Künstler. Der Preis dotiert mit 10 000 Mark. Diese fabelhafte Idee war ihm während der Ausstellungseröffnung gekommen, bei Mahlerweins Einführungsvorlesung, in der von der Förderung unbekannter Talente gesprochen wurde.

Diese Stiftung, finanziell wenig aufwendig eine zusätzliche Möglichkeit, das Thema »Letkiewicz« weiterhin und Jahr für Jahr wieder in der Presse zu halten. Schließlich mußte er dafür Sorge tragen, daß die ihm verbliebenen 23 Letkiewicz-Figuren in den folgenden Jahren noch abzusetzen sein würden. Die Preise würden noch weiter ansteigen. In etwa fünf Jahren so rechnet er wird dann der letzte »Letkiewicz« verkauft sein.

In all diesen Wochen keine Spur von Schigolett, auch kein Lebenszeichen. Anfangs etwas beunruhigend. Aber dann – die Gedanken an diesen jungen Mann waren im Laufe der Zeit spärlicher geworden. Gewiß, der Faszination, die von diesem Menschen ausging, der konnte man sich schwerlich ganz entziehen. Aber für ihn – ein abgeschlossenes Kapitel. Bull, der große alte Literat, einziger zweifacher Nobelpreisträger und Inhaber von Bulls Pressedienst, war von Zingelmann beauftragt worden, ein Drehbuch für einen Kinofilm über den Letkiewicz-Fall zu verfassen. Er selbst bezog zur Zeit ein fünfstelliges Honorar monatlich als Bulls Berater. Und insofern war das alles natürlich doch nicht abgeschlossen für ihn oder konnte vergessen werden. Zingelmann hatte seit zwei Wochen gleichzeitig und parallel zu Bulls Bemühungen die Dreharbeiten anlaufen lassen. Bull steht unter immensem Zeitdruck, die fertigen Drehbuchseiten werden ihm fast aus der Schreibmaschine gerissen.

Für die Filmaufnahmen hatte Zingelmann sämtliche noch verbliebenen Letkiewicz-Figuren gemietet. 125.000 Mark der Mietpreis, ausschließlich der zu entrichtenden Versicherungssumme. Ja, Zingelmann hatte ihm sogar eine Rolle in dem Film angeboten, sich selbst sollte er spielen. Aber er hatte abgelehnt. Letkiewicz war schließlich sein Freund

gewesen. Und überhaupt, sein Ruf ... so etwas kann er sich einfach nicht leisten.

Dann diese Nacht. Die jährliche Kunstmesse in der Hauptstadt. Von ihm mit einer Letkiewicz-Figur («Alter Holzfäller») beschickt. In der Hotelhalle des »Tivoli« Krudewill, vollgekotzt auf dem Fußboden eingeschlafen. Breslauer, als einziger von ihnen nüchtern («ich mache eine Abmagerungskur»), betont seine momentane Geilheit auf ein junges Mädchen (irgendeines, nur jung muß sie sein, wenigstens 18 Jahre, besser jünger). Möhl, der Herausgeber eines Porno-Politmagazins, ebenfalls geil, fummelt einer dickleibigen Prostituierten im Ausschnitt herum. Thorn, der von Zeit zu Zeit aus einem Plüschsessel auftaucht und bitterlich zu weinen beginnt. Und er selbst. Eine illustre Gesellschaft. Sie waren alle auf der Michaelis-Fete gewesen. Michaelis, der große alte Mann des kommerziellen Kunsthandels, ihn hatte der Kultusminister in einer Feierstunde am Vortag an einen Lehrstuhl der Akademie berufen. Ein Grund zu feiern. In der Hotelhalle das Rest-Besäufnis, eine gute alte Tradition.

Keiner von ihnen hört die große schwarze Limousine vor dem Hotelportal halten. An der Rezeption wird es lebendig. Ein Hausdiener eilt mit Koffern durch die Halle. Auftritt SCHIGOLETT. Dunkel umschattet sein Gesicht. Wache Augen, die ihn entdecken. Sein unbeschreibliches Lächeln. Seine Bewegungen, so sicher, so stark, so bestimmend. Schreck – das Unerwartete. Freude – die Begegnung.

Mit keinem Wort, keiner Geste läßt Schigolett etwas von ihrer Zweisamkeit erkennen. Nur etwas lauter gesprochen, die Nummer seiner Hotelsuite, er wiederholt sie für ihn, zum Nachtportier hin.

Eine halbe Stunde später sitzen sie beieinander. Schigolett und er. Trinken miteinander. Keine Fragen werden gestellt. Wenige Worte nur gesprochen. Schigolett sagt, daß er in der Hauptstadt zu tun hat. Schigolett sagt, daß es ihm gut geht. Schigolett sagt, daß er sich über das Wiedersehen mit

ihm freut. Schigolett sagt nicht, was er in den Wochen, den Monaten seiner Abwesenheit getan hat.

Und wieder erliegt er der Anziehungskraft dieses Mannes, der sich Schigolett nennen läßt. Empfindet so etwas wie Liebe. Legt seinen Kopf an Schigoletts Schulter. Hat sich nicht in der Gewalt, Folge der Trunkenheit. Nimmt Schigoletts Hand in die seine.

WAS FÜR SCHÖNE HÄNDE...!

Und wieder dieses Lachen in Schigoletts Augen und seine sanfte Stimme.

WILLST DU SIE HABEN, MEINE HÄNDE...?

VI

Martender Kopfschmerz, als er am nächsten Morgen erwacht. Würgende Übelkeit. Aber ungetrübt sein Erinnerungsvermögen. Jede Sekunde dieser Nacht. Seine Fragen nach Schigolett ohne Erfolg, der »Herr« sei bereits außer Hause. Was hatte er gesagt, was hatte Schigolett gesagt?

WILLST DU SIE HABEN MEINE HÄNDE?

Die Hände. Schigoletts Hände.

Natürlich. Das ist logisch. Das ist absolut logisch. Eine logische Entwicklung. Eine Entwicklung der Kunst. Wachträume. Phantastische Ideen. Schigoletts Hände. Aber nicht nur die Hände. Die Arme, die Füße, die Beine...

WILLST DU SIE HABEN, MEINE HÄNDE?

Schließlich – er muß an die Zukunft denken. An seine Zukunft, an die Zukunft der Kunst. Zukunftsperspektiven. Was soll werden? Was kann geschehen? Was könnte jetzt nach Letkiewicz schon noch geschehen?

Es muß eine Weiterentwicklung geben. Die Kunst würde sich stets weiterentwickeln, solange es eine Kunst geben würde. In die eine oder die andere Richtung. Vielleicht in diese, in seine Richtung. Innovationen. Der Versuch muß gewagt werden. Jetzt gleich. Ohne langwierige Marktanalysen, ohne langwierige Untersuchungen. Schließlich – auch

er, auch ein Galerist ist ein kreativer Mensch. Schigolett, das kann die Zukunft bedeuten. Der Kunst diese Richtung geben.

Vergessen Letkiewicz. Was ist ein Letkiewicz gegen Schigolett? Eine Figur, eine hölzerne Figur gegen Hände aus Fleisch und Blut. Der Gedanke allein schon. Zahlenkolonnen formieren sich in seinem schmerzenden Hirn. Es muß zu bewerkstelligen sein.

WILLST DU SIE HABEN, MEINE HÄNDE?

Tabletten einnehmen gegen die Kopfschmerzen. Er wälzt sich schwer aus dem Hotelbett. Reißt fast die Telefonschnur aus der Wand. Läßt sich von der Hotelvermittlung ein Amt geben. Sucht in seinem roten Telefonbuch nach einer Nummer. Findet sie nicht. Wählt die Auskunft an. Erlenbruch, mit ihm war er in dieselbe Schulklasse des Gymnasiums gegangen. Erlenbruch, dieser eitle Fatzke, das ist die Lösung für sein Problem. Bekommt Erlenbruch nach fast einer Stunde ans Telefon.

Natürlich kann sich Erlenbruch an ihn erinnern. Aber natürlich. Weißt Du noch, Ulle-Wulle, der Geschichtslehrer und so weiter. Kann dann endlich zur Sache kommen. Sein Anliegen vortragen. Muß sich weitschweifige Erklärungen anhören. Stellt Fragen.

Voraussetzung würde sein, die Einwilligung des Patienten, am besten von einem Notar beglaubigt. Die Operation würde keine Schwierigkeiten beinhalten. Er selbst, Erlenbruch selbst würde operieren.

Natürlich.

SCHNEIDEN IST DAS EINZIG WAHRE. Dröhnendes Gelächter aus dem Telefonhörer. Natürlich würde er auch vor Fernsehkameras operieren. Das allerdings würde die Kosten erhöhen. Natürlich. Eine Live-Sendung. Selbstverständlich mit Demonstrationen. Das würde gehen. Offenbar gefällt ihm der Gedanke, sich vor den Fernsehkameras zu produzieren.

SCHNEIDEN IST DAS EINZIG WAHRE.

Als er den Hörer auflegt, verstummt das Gelächter. Die Kopfschmerzen stellen sich wieder ein. Im Bad läßt er kaltes Wasser über seine Unterarme laufen. Hält seinen Kopf unter den eisigen Wasserstrahl. Aber das nützt nicht viel. Gerade jetzt diese Kopfschmerzen, wo er klar denken können muß.

Läßt sich mit der Fernsehanstalt verbinden. Thorn erreicht er in der Kantine in Katerstimmung. Er muß versuchen, ihn zu interessieren, ihn mitzureißen, diesen Fernsehmann. Erklärungen, ungläubiges Lachen von Thorn.

Aber so etwas gibt es doch nicht!

Professor Dr. Erlenbruch, der berühmte Chirurg, würde vor den Fernsehkameras operieren. Der Mann mit dem goldenen Skalpell. Eine Live-Sendung.

Und wer würde der Patient sein? Patient, das ist ja wohl nicht das richtige Wort, ein wenig unpassend.

Keine Namen.

Und in der Ausstellung, die folgen sollte, würde gezeigt werden...

Aber wer gibt sich denn her für so etwas?

Bitte, keine Namen.

Und die Ausstellungseröffnung?

Auch die als Live-Sendung zu übertragen möglich.

Und was würde das kosten?

Gagenverhandlungen. Zäh und ausdauernd. Honorare werden festgelegt. Eine Einigung wird erzielt. Sicher, wenn das so abläuft ... So etwas, das ist einmalig. Nein, Thorn läßt sich so etwas nicht entgehen. Trotz der erst kürzlich vom Intendanten bekannt gegebenen Sparmaßnahmen. Da hat Thorn freie Hand. Bei so etwas, da spielt Geld keine Rolle mehr.

Ein weiteres Telefongespräch mit Kastenbach, dem Happening-Artisten. Fragen der Konstruktion werden erörtert. Kastenbach ist begeistert von seiner Idee. Kann es gar nicht fassen.

Man würde Behälter bauen. Glas oder besser noch durchsichtiger Kunststoff. Angefüllt mit Spiritus oder irgendeiner ähnlichen chemischen Lösung, vielleicht eingefärbt diese Flüssigkeit. Leuchtröhren. Runde Leuchtstoffröhren oben und unten direkt in die Gefäße eingebaut. Und die Bewegungsabläufe würden mit Hilfe von Stromstößen bewirkt werden. Eventuell müßte eine Hochspannungsanlage gebaut werden. Unterschiedlich starke elektrische Ströme von einem 16-bit-Minicomputer gesteuert. Das wird eine Sache. Kastenbach erhält den Auftrag und ist übergücklich.

Die Kopfschmerzen klingen ab. Die Tabletten beginnen zu wirken. Ein wenig benommen zieht er sich an. Früher Nachmittag ist es schon. Nur kein Essen sehen. Übelkeit steigt wieder hoch bei diesem Gedanken.

Anfrage beim Empfangschef des Hotels. Nein, der Herr ist immer noch nicht zurück. Taxifahrt durch die Straßen der Hauptstadt. Wo kann er Schigolett finden. Erfolglos bricht er nach Stunden die Suche ab. Aber kein bißchen deprimiert. Er ist zuversichtlich. Und er ist besessen jetzt von dieser, seiner Idee. Wann jemals vorher hatte es vergleichbares gegeben?

Besuch bei Erlenbruch, den er im Garten seiner Dienstvilla antrifft, über einen Stickrahmen gebeugt (Sticken ist Erlenbruchs Lieblingsbeschäftigung und Hobby). Besprechung von Einzelheiten. Festlegung eines Termins. Im nächsten Monat könnte die Operation stattfinden. 14 Tage später die Ausstellungseröffnung. Ein zweites kurzes Telefonat mit Thorn. Vereinbarungen zwischen Erlenbruch und Thorn. Konditionen werden ausgehandelt. Um Senderechte wird gepokert. Bekanntgabe seiner einzigen Bedingung: Der zu Operierende muß unter allen Umständen anonym bleiben. Thorn verspricht schriftliche Verträge für alle in den nächsten Tagen.

Auf der Rückfahrt ins Hotel macht er sich Gedanken über das bevorstehende Gespräch mit Schigolett. Was kann er sagen? Wie soll er seine Worte wählen, um zum Ziel zu

gelangen? Offenheit, schonungslose Offenheit, der einzige Weg, der ihm gangbar erscheint. Alles hat seinen Preis. Jeder ist käuflich. Die Höhe des Preises ist ausschlaggebend. Aber darüber sich Sorgen machen? Geld schließlich besitzt er genug. Kann weiteres beschaffen durch beschleunigten Verkauf von Letkiewicz Figuren. Das ist kein Problem. Der Gewinn mit diesen geplanten neuen Objekten, er würde ungeheuerlich sein. Nein, am Geld würde sein Plan nicht scheitern.

Er begegnet Schigolett vor dem Hoteleingang.
Stumm. Ein Gespräch mit den Augen.

KOMM.

Sie betreten Schigoletts Hotelzimmer. Sie sitzen wie am Vorabend nebeneinander. Und wieder nimmt er Schigoletts Hand. Sagt, er habe Schigoletts Worte nicht vergessen.

ICH WILL SIE HABEN, DEINE HÄNDE.

UND ICH WILL DEINE ARME HABEN, DEINE FÜSSE, DEIN HAAR, DEINE AUGEN, DEINE BEINE, ALLES WILL ICH HABEN. Unergründlich das Lachen in Schigoletts Augen, immer wieder dieses seltsame, tonlose Lachen.

Schigoletts Hände. Welch ein Kunstwerk! Die Kritiker würden sich überschlagen. Die Kunstsammler Unsummen bieten. Sie würden Geschichte machen, diese Hände, Kunstgeschichte.

Und Schigolett sagt leise:

DU WIRST BEZAHLEN MÜSSEN DAFÜR.

Ja, er wird bezahlen. Jeden Preis ist er bereit zu zahlen. Nichts würde ihn noch abhalten können, jetzt. Und Schigoletts Augen noch tiefer, noch schwärzer, immer noch das Lachen in ihnen, in Schigoletts Augen ablesbar dessen Zustimmung.

ER WIRD SIE BESITZEN.

SCHIGOLETTS HÄNDE UND ALL DAS ANDERE
UND ER WIRD BEZAHLEN MÜSSEN DAFÜR.

VII

Die Operation findet statt an dem vorher bestimmten Termin. Das Fernsehstudio verwandelt in einen Operationssaal. In orangefarbenen Kitteln das Operationsteam, ein Vorschlag des Farbberaters. Alle überragend. Erlenbruch, der Professor über den Operationstisch gebeugt. Letzter Blick auf das Operationsfeld. Sich dann aufrichtend. Erwartungsvoll die Stille. Erlenbruch, die Hände über dem Kopf erhoben, als wolle er, gleich einem Dirigenten, den Einsatz geben für eine furiose Symphonie. Und dann SKALPELL

Und eine der Operationsschwestern nimmt das außergewöhnlich gearbeitete Skalpell vom Instrumententisch. Der Griff dieses Instrumentes aus purem Gold. Reich verziert. Diese Geste – eine heilige Handlung. Es war einer seiner reichen Privatpatienten gewesen, den Erlenbruch auf so wunderbare Weise operiert hatte. Und dieser hatte auf eine etwas ungewöhnliche Weise seinen Dank kund getan. Am Tag seiner Entlassung hatte er seinem Retter das Skalpell geschenkt, für das Erlenbruch inzwischen berühmt war. Und schon vielen Menschen hatte er mit diesem kleinen Messer ein neues Leben geschenkt. Und unter den Augen von 500 Millionen Fernsehzuschauern in aller Welt soll dieses goldene Skalpell an diesem Tage ein neues Wunder vollbringen.

Riesige Balkenüberschriften auf den Titelseiten der Morgenzeitungen. Berichte über die erfolgreichen Amputationen. Rätselraten um den Namen des Amputierten. Krudewills epochemachender Artikel über das Wesen des Arztes als eigentlicher Künstler. Als Titel Erlenbruchs Wahlspruch: SCHNEIDEN IST DAS EINZIG WAHRE. Marginalien zum Begriff der Wahrheit in der bildenden Kunst. Hymnen über Erlenbruch. Nähte, so dekorativ, so fein gestichelt. Krudewill vermutet gar Muster. Kastenbachs

geniale Apparaturen. Mahlerweins Kommentare begleiten seine Arbeit. Tag um Tag.

VIII

Und Schigolett? Schweigen um Schigolett. Der Heilungsprozeß verläuft planmäßig im abgedunkelten Krankenzimmer eines Isoliertraktes der Klinik. Zu diesem Zimmer ist allen der Zutritt verboten. Nur er selbst darf Schigolett täglich besuchen, der (leider!) an der Ausstellungseröffnung nicht (noch nicht) wird teilnehmen können.

Die Ausstellungseröffnung. Mit Worten nicht zu beschreiben. Erlenbruch, der umschwärmte Mittelpunkt. Kastenbach, der gefeierte Künstler. Dreitausend geladene Gäste. Weitere tausend kommen ungeladen. Und die Werke.

Jedes der Objekte in einem anderen Raum stehend. Das erhöht die Wirkung ins Gigantische. Gedämpftes Licht. Schigoletts Hände, Füße, Arme, Beine, Augen, Kopfhaut und Haar in den Kunststoffbehältern, eingetaucht in chemische Lösungen, deren wunderbare Bonbonfarben ihnen ein kosmisches Aussehen verleihen. Wie aus fernen Welten gekommen. Leise Sphärenmusik.

Schigoletts Füße, endlos laufend. Schigoletts Hände, sich zur Faust ballend und wieder öffnend, die Finger spreizend, sich verkrümmend im Rhythmus der Musik.

Schigoletts Beine, Bewegungen aus der historisch gewordenen Trimm-dich-Bewegung nachvollziehend. Schigoletts Arme, sich ständig emporwindend wie die Arme einer Ballettänzerin. Schigoletts Haar in der farbigen Lösung (leichtes Rosa) auf- und niedersteigend, wie unter Windböen. Schigoletts Augen auf Purpursamt gebettet, seltsam starr. Schreie des Entzückens bei den Damen. Diskrete Anfragen der Herren nach Preisen für die Wunderwerke.

Breslauer's spontane Dichtung ODE AN EINEN ANONYMEN TORSO, die die Besucher zu Beifallsstürmen

veranlaßt, Breslauer hatte sein 15 Jahre dauerndes literarisches Schweigen gebrochen.

Am darauffolgenden Tag dann feierliche Premiere von Zingelmanns Film LETKIEWICZ MUSS STERBEN. Angekündigt als der Hit der Spielfilmsaison.

Er hatte erst nicht zu der Premiere hingehen wollen. Aber Schigolett hatte ihn überreden können. Der Film würde ihn interessieren, hatte der Blinde behauptet. Thorn winkt ihm im Foyer des Filmpalastes zu und kündigt eine Überraschung an. Zingelmann teilt den Presseleuten mit, der Hauptdarsteller, also der Darsteller des Mörders (ein unbekannter Schauspieler mit unaussprechlichem isländischem Namen), habe gemeinsam mit Bull dem Film einen neuen, phantastischen Schluß gegeben. Brennend aktuell.

Sein Erschrecken, als der Mörder das erste Mal auf der Filmleinwand erscheint. Schwarzgekleidet über eine Eisenbahnbrücke gehend, nein, schreitend. Ein weiter Mantel hüllt ihn ein. Der Todesengel. SCHIGOLETT SPIELT DEN MÖRDER.

Wer sonst? Szenen, die ihm seltsam bekannt vorkommen, vertraut zu sein scheinen in ihrem Ablauf. Eine Hotelhalle. Schigoletts Begegnung mit einem Mann, ihm selbst von Statur und Gestik ähnlich, zu ähnlich fast. Ein Operationsaal. Schigolett auf dem Operationstisch. Eine Ausstellungseröffnung. Die Bilder verschwimmen vor seinen Augen.

Dann die Schlußszene des Films. Schigoletts Torso, an Lederriemen aufgehängt über einem weißen Bett schwebend. Der Mann, der ihm selbst so ähnlich sieht, ist, oder ist er es doch vielleicht selbst, nimmt Schigoletts Kopf in seine Hände. Streicht über die leeren Augenhöhlen, spricht sinnlose Worte, stammelnd, will den Mund des Krüppels küssen. Doch dieser, in einer eigenartig schlingernden Bewegung, bringt seine Zähne an die Kehle des Mannes. Beißt sie durch.

Vielstimmiger Aufschrei im Kinosaal, als das Blut spritzt.
DER PREIS.
Denkt er.
ICH WERDE BEZAHLEN.

RAINER HORBELT

**Geschichten vom
Herrn Hintze**



 BRAUN

Aus Geschichten vom Herrn Hintze

Herr Hintze denkt über seinen Aufstieg nach

Es ist bereits einige Jahre her, da bekam Herr Hintze einen Telefonanruf des bekannten Fernsehjournalisten Freiherr von Saßnitz. Dieser teilte ihm mit, es sei vorgesehen, über ihn einen 45minütigen Film in der Fernsehserie »Einige Stunden im Leben des ...« herzustellen. Man wolle berichten über seinen Werdegang, sein Leben, seine Arbeit, seine Hobbys. Herr Hintze stimmte diesem Plan nach einigem Zögern (was aus Berechnung geschah) zu.

Zwei Tage, bevor der Journalist ihn aufsuchen wollte, um die Filmaufnahmen mit ihm zu besprechen, ließ Herr Hintze von seiner Sekretärin alle Termine absagen, schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein und dachte über seinen Aufstieg nach.

Er erinnerte sich daran, daß während des Krieges aus der kleinen Schneiderei seines Vaters dank dessen Parteizugehörigkeit und der geringen Löhne, die für die Arbeit von Kriegsgefangenen zu entrichten waren, bald eine gut gehende Kleiderfabrik für Wehrmachts- und Reichsarbeitsdienstuniformstücke entstanden war. Die Zeitumstände sorgten für einen Boom in dieser Branche.

Er erinnerte sich an eine Bombennacht, den Tod der Eltern, seine Verwundung und einen Treck mit Pferd und Wagen.

Er erinnerte sich, daß es ihm auf diesem Treck gelungen war dank noch vorhandener Autorität seiner schwarzen Uniform (besser wäre wohl der Begriff »Angst« in diesem Zusammenhang angebracht gewesen), eine Nähmaschine zu beschlagnahmen.

Er erinnerte sich an einen schmutzigen Raum in einem Bunker einer westdeutschen Großstadt: seine erste Werkstatt.

Er erinnerte sich an seine erste Angestellte, eine schlanke, blonde Frau, der er vergeblich nachgestellt hatte.

Er erinnerte sich an einträgliche Schwarzmarktgeschäfte und Hortungsmaßnahmen und einen unangenehmen Prozeß, in dem er selbst zwar frei gesprochen wurde, aber eben diese Frau zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Ein Umstand, der dazu führte, daß sein Verhältnis zu ihr, dem im übrigen bereits zwei Kinder entstammten, nunmehr durch Heirat legalisiert wurde. Er erinnerte sich an Windvögel, die er für seine Kinder aus Mehlkleister, Zeitungspapier und Tapetenlatten gebaut hatte.

Er erinnerte sich an die erste Lebensmittelzuteilung, die er bekommen hatte, als er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde: 300 Gramm Brot, fünf Gramm Kaffee, sieben Gramm Fleisch und neun Gramm Zucker.

Das waren Zeiten ...

Und er erinnerte sich an den Tag vor dem Ausgleichsausschuß des Lastenausgleichsamtes, an seine Aussage, die Anerkennung von

Schadenstatbeständen, die schwer beweisbar waren und die Auszahlung einer sogenannten Hauptentschädigung, die es ihm ermöglicht hatte, seine erste Fabrik zu gründen.

Als ihm der Freiherr von Saßnitz gemeldet wurde, einen Tag später als angekündigt, zeigte er diesem sein Haus, seine Fabriken, seine Pferde, seine Garagen, seine Gemälde, seine Antiquitäten und vieles andere und sagte, nach seinem Erfolgsrezept befragt:

»Ich habe in meinem Leben immer hart gearbeitet, ich habe nie üppig gelebt, und ich habe meine Groschen gespart.«

Auf seinen Reichtum angesprochen, sagte Herr Hintze:

»Sehen Sie, ich kenne Leute, die sind wirklich reich. Die haben Geld und Geld zum Ausgeben. Bei uns reicht's nie, es kann kommen, wie's will, es reicht vorn und hinten nicht.« Als der Freiherr von Saßnitz sich nach seinem Lebensinhalt erkundigte, sagte Herr Hintze:

»Einem Betrieb vorstehen, einem Apparat, mit dem man gewisse Dinge realisieren kann: Das fasziniert mich. Ich brauche, wie jeder Mann, ein paar Erfolge, wenn sie auch aus harter Arbeit erwachsen. Erfolge befriedigen, nicht der Machthunger, den man uns Unternehmern immer unterstellt. Mir bedeutet Macht gar nichts!« Auf einem Rundgang durch einen seiner Betriebe sagte Herr Hintze dann zum Erstaunen seines Gesprächspartners den vieldeutigen Satz:

»Ich bin von diesen Unternehmen nicht abhängig und das gibt mir die Freiheit, die ich brauche.«

In dem Kommentar, den der Freiherr von Saßnitz später zu seinem Film verfaßte, bewunderte er ausdrücklich die so wörtlich »fast schon philosophisch zu nennende Lebenslogik dieses aufrechten Menschen«.

Herr Hintze soll sich über diese Metapher sehr gefreut haben.

Herr Hintze und die Historie

Wenn Herr Hintze nach Erlebnissen gefragt wurde, die sein Leben geprägt hatten, holte er im allgemeinen ein in grünes Leder gebundenes Fotoalbum über seine Dienstzeit in der »Leibstandarte Adolf Hitler« hervor.

Er zeigte Fotos und berichtete über Aufmärsche als Wachsoldat vor der Reichskanzlei, einem Führerbesuch bei der LAH, von einem »Einsatz in Österreich« und einem »Einsatz im Sudetenland 1938«, von herrlicher Kameradschaft und über seine erste Liebe, ein Erlebnis, das ihm überraschend am Timmendorfer Strand zuteil geworden war, und Herr Hintze vergaß auch nie eine Episode zu erwähnen, von der er sagte:

»Wenn es etwas gibt, was mich tief beeindruckt hat, dann die Begegnung mit diesem Mann!« Und er erzählte:

»Es war während meiner ersten Zeit bei der Leibstandarte

1938, und ich war als Wachsoldat abgestellt zur Bewachung der Reichskanzlei. Aber nicht als Repräsentationswache mit aufgepflanztem Bajonett am Eingang, vielmehr stand ich im Garten der Reichskanzlei an der rückwärtigen Front und versah Streifendienst.

Zu bewachen gab es eigentlich wenig, denn der Führer – so war uns gesagt worden – war zu einer Reise durch Bayern und nach München abgefahren, genau weiß ich das nicht mehr, wohin.

Es war gegen Abend und bereits dunkel, da näherte sich mir durch den Garten ein einzelner Mann. Ich konnte nicht erkennen, wer es war, und so nahm ich vorschriftsgemäß mein Gewehr von der Schulter, legte an und rief:

›Halt, wer da!‹

Aber dieser Mann ging weiter, trat an mich heran, legte mir die Hand auf die Schulter. Nicht wahr, ich hätte schießen müssen, aber ich war wie gelähmt oder – besser gesagt – ich war fasziniert, nicht mehr Herr meiner Sinne: Ich konnte nicht abdrücken. Ich vermag auch mit Bestimmtheit nicht zu sagen, woran das lag vielleicht war es die Ausstrahlung dieses Mannes, sein Gesichtsausdruck, seine Augen. Ich weiß es nicht.

Dieser Mann legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: ›Aber mein Junge, Du willst mich doch nicht erschießen!‹ Dieser Mann war Adolf Hitler. Er war wohl eines der üblichen Sicherheitsmanöver entgegen den Ankündigungen nicht abgereist. Welche Kraft hatte dieser Mann!«

An dieser Stelle der Erzählung pflegte Herr Hintze zu schmunzeln und sagte zu seinen Zuhörern:

»Sehen Sie, so hatte ich einmal in meinem Leben, wie wohl jeder von uns, die Gelegenheit den Lauf der Geschichte anzuhalten. Die Geschichte in andere Bahnen lenken. Ich hätte ja nur abdrücken brauchen. Aber ich konnte nicht. Und dennoch habe ich Geschichte gemacht. Denn in der Geschichte zählen vor allem die unvollendeten Taten.«

Herr Hintze war Fatalist.

Herr Hintze leistet Entwicklungshilfe

Herrn Hintzes Sinn für das Makabre bewies sich immer wieder aufs neue, wenn er Gäste hatte und diesen Gästen die Attraktion seiner Kellerbar gleichsam »präsentierte«: ein menschliches Kinderskelett. Mit gewissen Äußerungen über dieses, wie er es nannte, Dekorationsstück pflegte er die Hitzewallungen tiefdekolletierter Damen noch zu intensivieren. Äußerungen, die er im allgemeinen mit dem Hinweis schloß:

»Das ist kein Plastikabguß, wie er heute in Schulen oder Universitäten aufgestellt ist. Das Skelett ist echt.« In animierter Stimmung war Herr Hintze auf Bitten auch bereit, Auskunft über das Woher des Skeletts zu geben. Freilich nicht ohne Hintergedanken: Herr Hintze wollte auch neue Käufer für diese Art von Party-Keller-Schmuck gewinnen. Herr Hintze sagte:

»In nahezu allen Ländern der Erde gibt es heute einen Beredigungszwang, ausgenommen in Indien. Und als ich auf einer Geschäftsreise die armen Menschen dort gesehen habe – ich habe in Indien einige Zulieferbetriebe für meine Kleiderfabriken erstellt – da habe ich mir natürlich überlegt, wie kann ich diesen Menschen helfen. Und als ich erfahren habe, daß dort jedes Jahr Hunderttausende von Kindern verhungern und sterben müssen, da war meine Idee geboren.

Da war auf der einen Seite ein Angebot – Kinderleichen. Und auf der anderen Seite war da eine Nachfrage, ein Bedarf an Skeletten für medizinische oder (an dieser Stelle pflegte Herr Hintze eine bedeutungsvolle Pause zu machen) für Dekorationszwecke.

Ich habe nun diesen Markt erschlossen. Meine Zwischenhändler in Indien, die mich mit Stoffen oder halbfertigen Textilprodukten beliefern, konnten auch in diesem Bereich für mich tätig werden. Sie kaufen armen Familien die verstorbenen, beziehungsweise verhungerten Kinder zu einem

Preise von 45 Rupien ab. In einer Fabrik, die sich mittlerweile darauf spezialisiert hat, werden die Körper in großen Kesseln einige Stunden gekocht, damit sich Fleisch und Sehnen mühelos entfernen lassen. Per Flugzeug werden die Skelette dann nach Europa transportiert.

Bisher produzieren wir erst in einer indischen Stadt, aber die Nachfrage hier in Europa und auch in Amerika ist so immens gestiegen, daß wir wohl größere Produktionskapazitäten zur Verfügung stellen müssen.«

Und Herr Hintze fügte unter den bewundernden Blicken seiner Zuhörer hinzu:

»Sehen Sie, das ist wirkliche Entwicklungshilfe. Die Armen bekommen Geld für ein Erzeugnis, das sie sonst nicht absetzen können. Die Händler verdienen. In der Kocherei sind Arbeitsplätze geschaffen worden. Transportunternehmen werden beschäftigt, Flughafenpersonal. Und auch wir haben einen Nutzen davon!«

Bleibt nachzutragen, daß 45 Rupien umgerechnet etwa 15 Deutsche Mark wert sind und daß die Kinderskelette und der Bundesrepublik für das Hundert- bis Zweihundertfache dieses Preises verkauft werden, je nach Größe.

Herr Hintze meinte, die teuren Flugtransportkosten seien schuld daran.

Rainer Horbelt / Sonja Spindler



Aus Bürokrats wir kommen!

Einleitung

Ob wir es wollen oder nicht, jeder von uns kommt irgendwann in seinem Leben mit einer eigentümlichen Gruppe der Spezies Mensch in Berührung, mit den BÜROKRAUTS.

In Ämtern und Behörden sitzen sie, bei Verwaltungen, Gerichten, Versicherungen, Rundfunkanstalten, ja, selbst in der sogenannten »freien Wirtschaft«, in Industrieunternehmen, sollen sie gesichtet worden sein.

Aber letztere interessieren uns weniger, mögen sie den »freien Unternehmern« zum Problem werden.

Wir wollen uns in diesem Buch beschäftigen mit den BÜROKRAUTS, die in den Apparaten staatlichen Handelns ihren unseligen Dienst am Volke tun.

Diese Ämter, Behörden, Ministerien oder sonstwie genannt, verschlingen eine Unmenge von dem Geld selbst, das eigentlich den ihnen gestellten Aufgaben zufließen soll. Das heißt, die BÜROKRAUTS verbrauchen natürlich dieses Geld. Und vermehren sich und brauchen noch mehr Geld. Und die Behörden, in denen sie hinter ihren Schreibtischen hocken, wachsen, wuchern, vervielfachen sich mit ihnen. Auf unsere Kosten!

Diese BÜROKRAUTS, sie ärgern uns. Weil sie unangenehm sind. Weil ihre Verhaltensweisen stereotyp, einfallslos und menschenfeindlich sind. Weil sie versuchen, Menschen in eine, in ihre Ordnungsstruktur zu bringen. Weil sie den Menschen nicht als Menschen, sondern als Objekt behördlichen Handelns sehen.

Wenn die BÜROKRAUTS uns nur ärgern würden, wenn sie nur unser Geld verbrauchen würden, wäre das möglicherweise nicht so schlimm.

Schlimm ist, daß die BÜROKRAUTS mittlerweile dieses, unser Land beherrschen.

Und das macht sie gefährlich.

Sie sitzen in Regierungen und Parlamenten, und in den Volksvertretungen sind sie vielfach schon in der Mehrheit. Kein Gesetz, das nicht mit ihrer Hilfe entsteht. Keine Verordnung, die nicht von ihnen unterschrieben ist. Sie kontrollieren die Massenmedien, Verbände, Organisationen, Parteien, Gewerkschaften...

Im Artikel 20 unseres Grundgesetzes heißt es: »Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundesstaat. Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus... « »Freiheitlich demokratische Grundordnung« heißt die Ordnung, die sich dieser Staat gegeben hatte. Das war 1949. Auch heute noch sagen uns die Politiker, wir würden in einer »Demokratie« leben – »Demokratie«, das soll heißen: Herrschaft des Volkes.

Aber das stimmt nicht mehr. Die Fremdworte, mit denen man die Ordnung bezeichnen könnte, in der wir leben, sind »Oligarchie« (das meint die Herrschaft von wenigen) und »Bürokratie«.

Der zweite Teil dieses Wortes kommt aus dem Griechischen. Von »kratein«, und das heißt »herrschen«. »Bürokratie« ist die Herrschaft mit Hilfe der Büros. Und diese Bürokratie ist wie eine Pest, die sich mehr und mehr ausbreitet.

Die BÜROKRAUTS haben in diesem Staate die Macht ergriffen, mit Hilfe ihrer Büros wollen sie uns, die Bürger dieses Landes, beherrschen.

Sie sagen: Die Bürger sind nicht in der Lage, irgend etwas zu entscheiden.

Sie sagen das auch öffentlich. Zum Beispiel im Deutschen Bundestag.

Sie sagen: Nur sie selbst könnten Entscheidungen treffen, weil sie angeblich Fachleute sind, weil sie »in der Verantwortung stehen«. Sie nehmen den Bürgern vor allem in

politischen Fragen die Entscheidungsbefugnis ab.
Die Bürger sind aufgefordert, alle vier Jahre, manchmal öfter, an einem Wahlvorgang teilzunehmen.
Die Bürger dürfen zwischen verschiedenen BÜROKRAUTS und den Parteien, denen sie angehören, wählen.
Ihre Wahlentscheidung treffen die Bürger, indem sie ein Kreuz machen.
Mit einem Kreuz wird von Analphabeten die Unterschrift geleistet.
Eine Staatsordnung, in der Bürger nur solche Wahlentscheidungen treffen dürfen, in der die BÜROKRAUTS aber alle anderen Entscheidungen über diese Bürger oder für sie fällen, eine solche Ordnung nennen die BÜROKRAUTS »Parlamentarische Demokratie«.
Weil wir unter »Demokratie« etwas anderes verstehen, haben wir dieses Buch geschrieben.
Weil wir die Zustände, die in unserem Staate herrschen, für veränderbar halten, rufen wir auf zum Kampf gegen die BÜROKRAUTS, gegen die Geld verschlingenden, sich ständig vermehrenden, phantasielosen, arbeitsunwilligen Beamten und Angestellten in Ämtern und Behörden.
Die Methode, die wir dafür vorschlagen, ist eigentlich ganz einfach: Verursacht diesen Un-Menschen Arbeit!
Denn, so paradox sich das anhören mag, Arbeit, das ist Sand im Getriebe des Behördenapparates.
Da war dieser Tage unter der Überschrift »Finanzämter schaffen ihre Arbeit nicht« in einem Zeitungsartikel zu lesen: »Sollte die Landesregierung die Steuerverwaltung von den pauschalen Stellenkürzungen künftig nicht ausnehmen und ihr keinen »bedarfsgerechten« Personalzuwachs zuteilen, droht die Arbeit in den Finanzämtern unter dem »akuten Arbeitsanfall« zusammenzubrechen.«
Unser Steuersystem würde zusammenbrechen. Ist das nicht ein wunderbarer Gedanke?
Tag für Tag beschweren sich die BÜROKRAUTS, daß sie unterbezahlt, überarbeitet und behindert seien durch die

Sparmaßnahmen in den staatlichen Haushalten. Das ist natürlich nicht wirklich der Fall!

Aber wir können dafür sorgen, daß es so wird. Und wie herrlich würde unser Leben dann werden!

Und noch etwas:

In einem Staat, der sich mehr und mehr zu einem zentralen Überwachungs- und Verwaltungsstaat entwickelt, muß man es den Behörden erschweren, für sie durchsichtig zu sein. Der Kampf gegen die BÜROKRAUTS ist eine Möglichkeit dazu. Es gibt Leute, die sammeln Briefmarken oder Bierdeckel oder Puppen oder haben andere aufwendige und teure Freizeitvergnügungen.

Laßt den Kampf gegen die BÜROKRAUTS zu Eurem Hobby werden, zu einem sinnvollen Hobby, einer Freizeitbeschäftigung, die zudem noch Spaß macht.

Wenn genügend Leser dieses Buches dabei mitmachen, wird es ein bundesweiter Feldzug der Phantasie gegen Beamtenwillkür und Ordnungsstaat werden.

Laßt uns Chaos in die behördliche Ordnung bringen mit Lust an diesem großen Spiel, mit Erfindungsgabe und Einfallsreichtum! Denn Phantasie gehört dazu, will man die BÜROKRAUTS aufs Kreuz legen. Mit pauschalen Regeln geht das nicht. Die kann dieses Buch auch nicht aufstellen. Alles staatliche Handeln drängt zur Norm. Der BÜROKRAUT lebt in einer Welt von klaren Kästchen. Unser Bestreben muß es sein, in keines dieser kleinen Kästchen zu passen. Und dazu ist die Kreativität des einzelnen gefordert. Deswegen ist dieses kleine Buch auch nur eine erste, sicher unvollkommene Studie. Aber wenn es hilft, den BÜROKRAUTS das Leben schwerer zu machen, hat es schon mehr als seinen Zweck erfüllt. Deswegen sollen diesem Buch weitere Veröffentlichungen folgen. Veröffentlichungen, die die Erfahrungen der Leser dieses Buches im Kampf gegen die BÜROKRAUTS widerspiegeln.

Deswegen – die Ihr dieses Buch lest – schreibt uns! Teilt uns Eure Erlebnisse mit, die Ihr mit BÜROKRAUTS ge-

macht habt, oder Episoden, Geschichten, die Ihr gehört habt.

Verratet uns Eure Tips und Tricks, die Ihr im Kampf gegen die BÜROKRAUTS ausprobiert habt!

Wir werden sie veröffentlichen. Gegen Honorar, versteht sich.

Denn Ihr sollt in diesem Kampf immer auf dem neuesten Stand sein. Weil natürlich auch BÜROKRAUTS dieses Buch lesen und sich auf das einstellen werden, was auf sie zukommen kann, müssen wir für unseren Feldzug gegen die Bürokratie ständig neue Praktiken entdecken.

Unsere Adresse:

Eichborn Verlag

Sachsenhäuser Landwehrweg 293

6000 Frankfurt am Main 70

Stichwort: BÜROKRAUTS

Und wir werden ein weiteres tun. Wir werden die Namen der schlimmsten BÜROKRAUTS veröffentlichen und sie mit einem Preis bedenken: dem BÜROKRAUT.

Wir bereiten auch ein Trainingsprogramm im Kampf gegen die BÜROKRAUTS vor, ein Programm, das auch ein Spiel, das BÜROKRAUTEN-SPIEL, enthalten soll. Damit könnt Ihr üben und Euch fit halten.

Dieses Buch soll nur erste Anregungen geben, soll keine verbindlichen Regeln aufstellen, weil es die nicht gibt in unserem Kampf.

Es ist ein Lehrbuch für alle, die einen besseren Staat wollen. Denn wer BÜROKRAUTS ärgern, aufs Kreuz legen will, der muß eine genaue Kenntnis der Behördenstruktur haben, der muß wissen, wie Bürokratie überhaupt funktioniert, was ein BÜROKRAUT ist, nach welchen Regeln er (nicht) arbeitet. Wer etwas beherrschen will, muß sich das verfügbar machen.

Dieses Buch ist ein Überlebensbuch für alle, die von den BÜROKRAUTS geschädigt sind und nicht wehrlos bleiben wollen. Dies ist auch ein Buch im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Denn merke:

Beschädige die Zeile für den Klarschriftleser an einem Scheckvordruck oder schneide einen Millimeter mit der Rasierklinge von ihm ab. Dieser Scheck läuft nicht mehr durch die dafür bestimmte Maschine.

Dieser Scheck wird von Stund an ein Scheck sein, der mit der Hand bearbeitet werden muß. Und wenn alle Leser dieses Buches das mit ihren Schecks machen würden, dann könnten all diejenigen, die entlassen wurden, weil Schecks mit der Maschine bearbeitet werden, die könnten alle wieder eingestellt werden.

Das ist unser Arbeitsbeschaffungsprogramm!

Dieses Buch ist natürlich auch ein Buch für BÜROKRAUTS (sofern sie lesen können), eine erquickliche Bürolektüre, etwas gegen die Langeweile im Behördenalltag. Und es ist ein Lesebuch für alle, die Satire mögen. Denn Satire ist dies alles, was hier geschrieben steht. Was denn sonst?

Einige Anmerkungen zum Wesen des BÜROKRAUTS

Ihr werdet Euch schon gewundert haben. Da wird Seite auf Seite in diesem Buch ein Wort verwendet, das in keinem Lexikon und keinem deutschen Wörterbuch zu finden ist. Und erklärt wird es auch nicht. Wir wollen das nachholen. Wir haben das Wort BÜROKRAUT re-germanisiert, wieder eingedeutscht. Es ist in der englischen Sprache gebräuchlich und wird dort »bureaukraut« geschrieben: ein zusammengesetztes Wort, das zum Teil aus dem Deutschen entlehnt ist. Denn der zweite Wortteil ist und war (besonders in Kriegszeiten) ein Schimpfname für uns. Die

»krauts«, damit meint man in Großbritannien die in den Augen der Bewohner dort vor allen Dingen jede Sorte von Kohl fressenden Deutschen. Also ist im Wesen des Deutschen, an dem einmal die Welt genesen sollte, etwas typisches BÜROKRAUTISCHES?

Wir werden sehen.

Besondere Merkmale:

Der BÜROKRAUT hat ein Amt. Dieses »bekleidet« er nicht nur, er »verkörpert« es. Das heißt, er identifiziert sich total mit seinem Amt, setzt sich mit ihm gleich.

Mit seinem Amt trägt der BÜROKRAUT einen Titel. Diesen Titel trägt er auch außerhalb der Dienststunden und nach der Pensionierung.

Es gibt sogar BÜROKRAUTS, die soll man noch nach ihrem Tode mit ihrem Titel ansprechen.

Besonders gut kann man BÜROKRAUTS in der Öffentlichkeit an ihrer gleichartigen Kleidung erkennen. Diese Kleidung besteht aus:

Unterhemd mit Ärmeln, Unterhose mit Bein (im Winter mit langem Bein), dunklen Socken evtl. mit Sockenhalter, weißem Oberhemd, unter Verwendung von Kunststoffasern hergestellt (Plaste und Elaste), gedecktem Binder in Parteifarben, Hosenträgern, dunklen, blank geputzten Schuhen, gedecktem Anzug in Karo-, Fischgrätmuster oder gestreift.

Der BÜROKRAUT trägt auf der Straße gern Hut, dies meist auch im Auto, wobei er Wagen der deutschen Mittelklasse bevorzugt.

Zu besonderen Anlässen, wie Ordensverleihungen etc., trägt der BÜROKRAUT einen schwarzen Anzug mit silbergrauem Binder, bei traurigen Anlässen wie Beerdigungen wird dieser durch einen schwarzen ersetzt.

Etwa ein Drittel der BÜROKRAUTS sind Uniformträger, was sie besonders aus der Gesellschaft der übrigen Men-

schen hervorhebt und sie als Repräsentanten des Staates erkennbar macht. Dazu kommen Amtskleidungen wie Talare, Ketten u. ä.

BÜROKRAUTS bedienen sich einer eigenen Sprache, die sie vor allem untereinander benutzen und die für Außenstehende nicht verständlich ist.

Obwohl diese Sprache »Amtsdeutsch« genannt wird, hat sie mit dem Deutschen nur wenig gemeinsam.

Diese Sprache ist eine sachbezogene, von Emotionen gereinigte Sprache, die sich eines lateinischen Satzbaus befleißigt. Aber auch ohne diese hervorstechenden Merkmale kann man den BÜROKRAUT unschwer erkennen, wenn man ihm beispielsweise in einer Sauna begegnen sollte.

Den BÜROKRAUT verrät sein Gesicht, die so bezeichnete »Amtsmiene« .

Der Prozeß der totalen Identifizierung, in dem sich der BÜROKRAUT zunehmend mit dem Staat eins fühlt, Eigenschaften und Anforderungen des bürokratischen Apparates übernimmt, als einziger wirklich und unbehelligt Macht ausübt und das alles zudem verinnerlicht hat als starkes Über-Ich, hat das Gesicht des BÜROKRAUTS verändert.

Es hat zu einem spezifischen Gesichtsausdruck geführt. Das »amtlich strenge Gesicht« ist zu einer Charaktermaske des BÜROKRAUT geworden. Selbstherrlichkeit drückt sich darin aus und Volksverachtung.

Kurt Tucholsky beschreibt das so:

»Ein ziemlich gedrungener Kopf, keine allzu hohe Stirn, kühle kleine Augen, eine Nase, die gern in Gläser sich senkt, ein Mund, der kalt befiehlt... «

So gesehen, hebt sich der BÜROKRAUT von der von ihm beherrschten Gesellschaft ab.

Die Trennung von der restlichen Menschheit umfaßt auch die gesamte Lebenssituation der BÜROKRAUTS:

Sie sondern sich als Kaste, als eigener Stand ab und bilden für sich eine exklusive Gesellschaftsschicht. Dabei gibt es

innerhalb der Kaste selbst noch eine strenge Rangordnung. Kontakte nach außen sind verpönt.

Die zweite Stufe der Folter: ein persönlicher Besuch

Wer den Kampf gegen die BÜROKRAUTS versucht, sollte nachdem Prinzip der Verhältnismäßigkeit der Mittel verfahren. Das bedeutet, abgestuft zu handeln.

Das Vorzeigen der Instrumente ist die erste Stufe der Folter. In einer umfangreichen Korrespondenz kann man das praktizieren.

Wer aber seine Schwellenangst überwunden hat, wer die persönliche Konfrontation nicht scheut, der sollte einen Schritt weitergehen und einen Behördenbesuch wagen.

Aug' in Aug' dem Feind gegenüber in seinem Büro. In diesem Büro werden wir unseren BÜROKRAUT selten allein antreffen. Die Angst, ohne Zeugen zu sein, läßt BÜROKRAUTS mindest zu zweit antreten.

Das mag ihn sich sicher fühlen lassen, stört uns aber wenig. Überraschen wir ihn. Kommen wir zu einer Zeit, da das Schild an seiner Bürotür jeden Publikumsverkehr untersagt. Das wird ihn ärgern.

Er wird uns fortschicken wollen, doch wir werden sitzenbleiben. Auch wenn er sagt:

»Ich kann Ihnen nicht helfen.«

Und wir werden wieder und wieder unser Anliegen vortragen. Er wird uns schließlich vielleicht aus seinem Büro weisen. Dazu hat er das Recht. Doch das schreckt uns nicht, wir werden vor seinem Büro auf dem Behördengang eine Bank finden und dort weiter warten.

Der BÜROKRAUT wird nun sein Büro nicht verlassen können, ohne uns zu begegnen. Ein stummes Mahnmal seiner Untätigkeit wird ihm begegnen. Er wird an seiner Entscheidung zu zweifeln beginnen.

Es wird ihm peinlich sein vor seinen Kollegen, daß da jemand sitzt, der versprochen hat, am nächsten Tag wiederzukommen und, wenn er dann noch nicht tätig geworden

ist, am Tag darauf auch.

Er wird, obwohl er das könnte, nicht von seinem Hausrecht Gebrauch machen und die Polizei rufen, um uns »entfernen« zu lassen.

Das würde nicht gut aussehen. Vor allem bei seinen Vorgesetzten nicht.

Er wird handeln müssen. So oder so.

Er wird versuchen, uns abzuwimmeln. Er wird sagen, wir sollten unser Anliegen schriftlich vortragen, dann würde er es bearbeiten.

Doch das werden wir nicht tun. Gibt es doch die Möglichkeit, Anträge, Beschwerden und ähnliches zur Niederschrift zu erklären.

Und dann wird unser BÜROKRAUT schreiben müssen. Man muß so etwas »lieb« machen. Man muß erklären, man sei nicht imstande, einen Antrag ordnungsgemäß zu formulieren, es fehle das bei ihm zweifellos vorhandene Sprachverständnis.

Wir werden ihn um diesen Gefallen bitten, selbstverständlich. Und er wird diese Bitte nicht ablehnen können.

Das Diktat, das er nach unseren Anweisungen zu schreiben hätte, sollte nicht allzu kurz sein. Das sollte schon einige Din-A4-Seiten umfassen. Was auch immer wir diktieren, er wird es schreiben müssen und es wird ihn wurmen, daß er, der BÜROKRAUT, nach Diktat wird schreiben müssen, daß er auf die Funktion herabgestuft wird, die eigentlich die seine ist.

Aber für ihn, die vermeintliche Obrigkeit, stellt ein solches Diktat eine ungeheure Herabwürdigung dar. Das geht auf die Nerven.

Wenn er uns nicht zu Willen ist, werden wir ihn als Bearbeiter unseres Falles wegen Befangenheit ablehnen. Das weiß er und wird es nicht riskieren. Eine schöne Variante ist es, wenn wir unsere kleinen Kinder mit auf die Behörde ins Büro des BÜROKRAUTS nehmen. Möglichst störrische, »ungezogene« Kindersollten das sein, die bisweilen

laut ihre Stimme erheben, kreischen und heulen können. Das wird unseren BÜROKRAUT zur Verzweiflung treiben. ...

Formulare, Formulare

Sie wollen uns erfassen, die BÜROKRAUTS, mit Haut und Haaren. Sie wollen uns kennenlernen. Sie wollen genau wissen, welche Krankheiten wir haben, wie wir finanziell gestellt sind, wohin wir reisen, was wir denken. Sie wollen alles von uns wissen, damit sie uns noch besser beherrschen können.

Die Orwellsche Vision von 1984 ist lang bittere Wirklichkeit geworden.

Um das zu erreichen, überschwemmen uns die BÜROKRAUTS tagtäglich mit Formularen, die wir ausfüllen sollen. Tun wir es nicht, werden uns Zwangsgelder angedroht und anderes mehr.

Wir wollen dieses Spiel nicht mitspielen. Wir wollen nicht zu gläsernen Menschen werden. Wir wollen die Chancen nutzen, die sich uns bieten.

Was man tun kann?

Wir können zum Beispiel die Formulare, die sie uns geben, auf unsere Art ausfüllen. Indem wir Fragen ausführlich und wahrheitsgemäß beantworten.

Wenn da steht »Beruf?«, weiß ich nicht, was damit gemeint sein könnte! Soll ich den Beruf angeben, den ich gerade ausübe oder den ich ausgeübt habe oder den ich gern ausüben würde? Ist »arbeitslos« auch ein Beruf? Fragen über Fragen.

Stellen wir sie!

Halten wir uns sklavisch genau an das, was geschrieben steht. Der BÜROKRAUT wird mit unserer Logik wenig anfangen können. Wie soll er Daten in den Computer eingeben, die auf Antworten basieren, die Gefühle wiedergeben?

Formulare sollen mit der Schreibmaschine oder in Druckschrift ausgefüllt werden. Muß der BÜROKRAUT meine Schrift auch lesen können?

Warum nicht statt arabischer Zahlen römische Zahlzeichen verwenden?

Ein Asiat kann nicht gezwungen werden, einen Fragebogen in deutscher Sprache auszufüllen. Vorgeschrieben ist, daß das in einer lebenden Sprache zu geschehen hat. Die Thai-Sprache ist eine lebende Sprache. Wird der BÜROKRAUT Thai verstehen können?

Was könnt Ihr für Sprachen?

Viele Formulare enthalten eine Spalte mit dem barschen Hinweis »nicht beschriften!« oder »wird vom.... Amt ausgefüllt«.

An solche Vorschriften wollen wir uns nicht halten, helfen sie doch dem BÜROKRAUT, das Formular zu bearbeiten. Füllen wir sie ihm doch gleich aus!

Formulare sind meist Vorlagen, die benutzt werden, um die darauf enthaltenen Informationen in einen Computer, einen Datenspeicher einzugeben. Zu diesem Zweck sind Codeziffern zu den einzelnen Fragen gesetzt. Mit feinem Werkzeug lassen sich diese Ziffern und Zeichen geringfügig verändern. Computer können nur mit den Daten arbeiten, die ihnen eingespeist wurden, auch wenn diese falsch sind. Ja, es gibt noch viel zu tun! Packen wir's an!

Das Projekt Eden

Tatsachenroman
von
Rainer Horbelt

oder Die große Lüge der Fernseh-Macher



*Aus dem Roman **Das Projekt Eden**
oder **Die große Lüge der Fernseh-Macher***

[aus dem Tagebuch des Don Sensburg]

5. April:

Durch die Presse geht der »Fall« des Kollegen Everwyn. In einem von der Stadt Dormagen in Auftrag gegebenen Buch (»Der Dormagener Störfall von 1996«) beschreibt er eine Umweltkatastrophe, ausgelöst durch einen Unfall bei einem Chemie-Konzern: Giftgaswolken über der kleinen Stadt am Rhein, fauliges Trinkwasser, Kinder kommen mit Mißbildungen zur Welt... Der Chemie-Gigant »Bayer« hat gegen die Veröffentlichung eine einstweilige Verfügung erwirkt. Reale Fiktionen. Das ist gefährlich. Man hat Angst vor Autoren, die in die Zukunft denken.

Everwyn ist ein Geschädigter. Vor Jahren hatte ich ihn interviewt, als ein Auftragsdrehbuch, in dem er den Fußball-Bundesliga-Skandal vorweggenommen hatte, auf Einspruch der Sportabteilung abgelehnt und das Fernsehspiel, das daraus entstehen sollte, nicht produziert wurde.

»Eine abgebrochene Stoffentwicklung, so bedauerlich sie auch sein mag, ist für einen Autor unserer Meinung nach kein übermäßig großes Mißgeschick. Auch prominente Autoren haben diese Erfahrung immer wieder machen müssen...«

Hatte man ihm geschrieben.

Bietet ein Autor einer Fernsehanstalt ein Drehbuch an. Sagt erstaunt der INTENDANT: »Brauchen wir nicht, wir haben schon seit einigen Jahren ein Drehbuch.«

6. April:

Der INTENDANT hatte es versprochen. Mit »eisernem Besen« will er gegen »einseitigen Journalismus« vorgehen. Und löst sein Versprechen jetzt ein.

Die eingeleitete Personalpolitik wird fortgesetzt. Ein Landfunk-Redakteur, der einem Landwirtschaftsminister und der Bauern-Lobby nicht paßt, wird strafversetzt.

Als eine unliebsame Politik-Redakteurin ihr Baby-Jahr nimmt, bietet sich die Möglichkeit einer weiteren Umsetzung, in Abwesenheit sozusagen.

Die Redaktion der Sendung »Von Ihnen für Sie – Hörer-glückwünsche von 8-18 Uhr« kann die Vielzahl der zu ihr versetzten Mitarbeiter organisatorisch kaum noch bewältigen, geschweige denn beschäftigen. Doch das sind nur Vor- und Zwischenspiele.

Denn jetzt in einem »weit ausholenden Schlag mit dem Eisen« geht es auch an die Substanz. Ans Programm.

Der DIREKTOR wird an der Abfassung und Sendung einer Kritik an der Fernsehserie »Dallas« gehindert. Schließlich kommt dieses Fernsehgeschichte machende Produkt aus den USA und hat hohe Einschaltquoten.

Einem Kirchenfunk-Redakteur wird ein Film über Luther entzogen, ein Freund des INTENDANTEN mit dieser Aufgabe betraut.

Ein kritisches Hörfunk-Journal wird eingestellt nach 35 Jahren im Programm.

Zur Generalprobe eines Kabarett-Programms erscheint der INTENDANT höchstselbst und läßt Texte »redigieren«.

In einem Interview sagt er: »Das ist eine bemerkenswerte Darbietung, die mir gut gefällt. Es ist das politisch gepfeferte Kabarett. Es hat seine Zuschauer. Ich halte daran fest ...«

Und: »Jeder Mensch hat seine politischen Neigungen. Ich bin parteipolitisch unabhängig...«

Dem Autor einer TV-Familien-Serie wird jede Anspielung auf aktuelle politische Ereignisse aus den Drehbüchern gestrichen. »Die Mischform zwischen Politik und ›komödiantischem Grundcharakter‹ der Sendung ist nicht ge- glückt ...«

Und es geht auch den »eigenen« Leuten an den Kragen. Ein politisches Fernseh-Magazin, das gewagt hatte, über »Nachrüstung« »kritisch« zu berichten, soll eingestellt werden. Der INTENDANT hat die »Nase voll«: »... nach dieser Wahl ... bei dieser Mehrheit ...«

Als die Absetzung nicht gelingt, wird der Moderator (Mitglied einer großen demokratischen Volkspartei) abgelöst. Ein Moderator, der übrigens vor Jahren, beim letzten Wahlgang, noch fleißig mitgeholfen hatte, Zensurmaßnahmen in Gang zu setzen, als in einem Literatur-Magazin Autoren zum Thema »Wahlhilfe« ihre Pläne und Absichten darstellen sollten.

Jetzt spürt er mal am eigenen Leibe, wie so etwas Wirkung zeigt.

Die Sendung eines Pastors wird aus dem Programm genommen, der sich in seiner Morgenpredigt der Idiome moderner Sprache bedient hatte. Man spricht eben nicht von Jesus als »overstreißt«. Es könnte ja sein, daß solchen, im allgemeinen faden, morgendlichen Ergüssen heiliger Männer im Hörfunk, mit einem Mal Leute zuhören könnten, die an dieser Programmlücke zu Radio Luxemburg umzuschalten pflegen.

Wie kann in einer Kindersendung ein Kind nach dem Krieg fragen? Wie kann es vom Opa, der im Krieg einen Arm verloren hat, wissen wollen, was damals geschehen war, warum die Männer Soldaten wurden?

Das wird abgesetzt »angesichts der weitgespannten und komplexen Problematik«.

Wie kann sich ein Jugendmagazin mit Medienkritik beschäftigen? Mögliche Manipulation von Filmmaterial demonstrieren? Gar die »hierarchische Organisationsstruktur« des SENDERS bloßlegen wollen?

Das wird abgesetzt. Ist »nicht sendefähig«.

Sagt der INTENDANT zu einer Gruppe ausgewählter Redakteure: »Es bedarf einer gewissen Schere im Kopf.«

Und da sind auch schon erste Kriecher mit brauner Nase, die einschwenken auf den »neuen« Kurs.

Der Moderator einer Live-Unterhaltungssendung mit Zuschauerbeteiligung läßt der Presse erklären, es wäre ihm lieber, die Sendung künftig ohne Publikum zu senden, weil in der Vergangenheit »der Wirbel zu groß war und die Sache darunter gelitten hat«. Der »Wirbel« - das waren Zuschauer, die sich wirklich beteiligt hatten an der Sendung und Politiker-Monologe mit zigmal gehörten Plattitüden unterbrochen hatten.

Und »live« muß eine solche Sendung ja auch nicht sein, eine End-Kontrolle müsse sich die Redaktion schließlich vorbehalten. Dazu verpflichten die Rundfunkgesetze.

Sagt der Moderator. Und den INTENDANTEN freut's.
»Kultur für alle!«

Sagt der INTENDANT und plädiert für Unterhaltung (»Das Schwerste!«). Nicht für eine mit Geist und Witz, sondern für eine, die ablenkt. Und dabei können doch die amerikanischen Freunde helfen. Man braucht nur zu kaufen.

Wie wär's mit »The Lifestyle Of The Rich And Famous«? Da erfährt man schließlich, was für eine Melodie erklingt, wenn George Harrison sich aufs Klo setzt und wieviel Paar Schuhe die Sängerin Cher besitzt.

Das ist die Richtung.

Es sagt Harry Pross (und wird so zitiert werden): »Visueller Medienkitsch gefährdet die Seelen weit mehr als der Sprachkitsch, den Karl Kraus und andere an der Tagespresse angeprangert haben. Denn der Medienkitsch, elektronisch und gedruckt, bildet eine magische Einheit gegen die Ratio mit dem Andenkenkitsch, dem Kitsch der Selbstdarstellung, im deutschen Wohnzimmer. Selten ohne Musike. Wer kann von sich sagen, er sei frei davon?«

9. April:

Wir sind ins Münstertal gefahren. Abstand gewinnen. Sich der Flut von Meldungen entziehen, die resignieren machen. Voriges Jahr haben wir hier einen Film gedreht über die

erste deutsche Ärztin. Haben die Drehzeit über hier gewohnt. Die Gastfreundschaft eines ganzen Ortes erlebt. Eine Feier auf einer Berghütte für das gesamte Team.

Mit Karl, dem Bürgermeister, spreche ich über Kulturwochen, zweimal im Jahr sollen sie stattfinden. Neue Impulse für den Fremdenverkehr. »Kultururlaub in Münstertal«.

Mit Eberhard, der aus Berlin hierhin umgezogen ist, spreche ich über das PROJEKT EDEN. Er wäre die ideale Besetzung für den Semnureis. Würde diese Figur verkörpern können, den Macher und den Eremiten, den Beobachter und den Aufbegehrenden.

Er liest das Drehbuch. Ist voller Lob.

Eberhard ist einer der Schauspieler, die es »geschafft« haben. Die sich ihre Rollen aussuchen können. Einer von wenigen. Die nicht mehr katzbuckeln müssen, um überhaupt beschäftigt zu werden. Menschenunwürdig die Besetzungspraxis bei Regisseuren, Filmproduzenten, Fernsehanstalten.

Ich erinnere mich noch an meine Zeit als Lektor. Das Besetzungsbüro des SENDERS war noch in einer Baracke untergebracht, und ich konnte aus meinem Fenster genau auf den Eingang schauen. Ich sehe noch den langen Zug der Schauspieler zur Weihnachtszeit, als sie, mit Päckchen beladen, darauf warteten, den Damen dort ihre Aufwartung machen, ein Geschenk überreichen zu dürfen, das die Gestrengen milde stimmen soll, verbunden mit dem Wunsch, sie doch im nächsten Jahr auch einmal mit einer kleinen Rolle zu bedenken. Von zahllosen Kniefällen das Rückgrat gebrochen, den Stolz verloren. Die Schauspielerinnen gedemütigt von den unzweideutigen Angeboten der Regieassistenten, Aufnahmeleiter, Redakteure und Regisseure.

Ich sehe noch die hilflose Wut in ihren Augen, als sie das Rundschreiben eines »Kollegen« Regisseurs erhielten, in dem sie unverhohlen aufgefordert wurden, ihre Gagenforderungen zu reduzieren, sonst würde er sie nicht mehr besetzen. Haben zugestimmt, um überleben zu können.

Mit der Hälfte der Gage haben sie sich zufrieden gegeben; der Regisseur, gleichzeitig Produzent einer Krimi-Reihe, konnte den Rebbach machen.

Ich sehe immer wieder, mit welchen Pressionen L. darangeht, Freunde und Bekannte ins Gespräch zu bringen, wenn es gilt, ein Fernsehstück zu besetzen.

Und nun zu allem noch die neue absolute Bedrohung ihrer Existenz. Wir werden vielleicht bald ganz auf sie verzichten können, auf die Schauspieler. Werden uns unsere Darsteller aus dem Computer holen.

Es gibt sie schon: die idealtypischen Figuren, aus Fractals zusammengesetzt. Kopfgeburten, wie sie perfekter nicht sein können. Ein wenig steif noch in ihren Bewegungen, ein bißchen teuer noch in der Herstellung. Aber das sind letztlich nur noch Fragen der Programmierung. Und das wird sich bei ausreichendem Bedarf einspielen.

12. April:

Zurück aus Münstertal.

Gestern abend haben sie wieder einen Film aus dem Programm genommen.

Das Thema: Leben und Wirken des Emil Julius Gumbel, Publizist, Wissenschaftler, Pazifist, Gründungsmitglied der Liga für Menschenrechte, Mitarbeiter der »Weltbühne«. Von den Nazis verfolgt, mit Berufsverbot belegt, einer auf der Ausbürgerungsliste.

Fünfzig Jahre später wieder, auf ganz »neue« Art inkriminiert. Begründung der Programm»änderung« in der Ansage: Die Sendung sei leider nicht rechtzeitig in der Form fertig geworden, »wie wir es uns gewünscht hätten...«.

Lüge. Ich habe den fertigen und von L. abgenommenen Film gesehen. Vor Wochen schon.

Der INTENDANT läßt erklären: »Ich habe den Film nicht abgesetzt. Es handelt sich nicht um einen Fall von politischer Zensur, sondern um einen ganz normalen redaktionellen Vorgang.«

Der DIREKTOR läßt erklären, er habe entdeckt, daß die Produktion qualitativ ernste Mängel aufweise.

Ich telefoniere mit Rainer, der den Film gemacht hat. Er kennt natürlich den Grund. Ihm gegenüber hatte man von einigen »unzulässigen Vergleichen mit der Gegenwart« gesprochen.

Das uralte Spiel, nicht einmal mehr originell. Sie bemühen sich gar nicht erst um andere Argumente.

Sie sagen »Qualität«, sie sagen »formale Mängel«, sie meinen politische Inhalte.

13. April:

Das Bundesverfassungsgericht erläßt eine einstweilige Anordnung gegen die geplante Volkszählung.

Nicht der Erfolg einer das ganze Volk erfassenden Verweigerungsbewegung ist das wichtige, sondern der Grund, aus dem heraus diese Bewegung entstehen konnte, das Mißtrauen, mit dem Technologie begegnet wird, die untergründige Angst, durch moderne Informationstechnik immer mehr in ein Netz von Daten eingefangen zu werden, aus dem es eines Tages kein Entrinnen mehr gibt.

Die Menschen fühlen sich (endlich!) als Betroffene, sind nicht mehr guten Glaubens.

14. April:

Noch eine Absetzung.

Zeitungsmeldung:

»Der SENDER hat am Mittwoch das für den 24. April zur Ausstrahlung vorgesehene Fernsehspiel ›Im Zeichen des Kreuzes‹ abgesetzt, in dem es um eine Umweltkatastrophe mit Freisetzung radioaktiver Strahlung geht.

Die Programmkonferenz beschloß, die Geschichte von Hans-Rüdiger Minow und Rainer Boldt nicht im Ersten, sondern zu ›gegebener Zeit‹ im Dritten Fernsehprogramm zu senden.

Auf die Frage, was an dem Fernsehspiel unvertretbar sei, sprach ein Sprecher des SENDERS beispielhaft davon, ob eine solche Umweltkatastrophe (ein LKW verunglückt mit radioaktiver Ladung auf dem Weg zum Depot) überhaupt denkbar sei.«

Wieder real fiction.

Stellungnahmen.

Der POLITIKER: »Geschäft mit der Angst! Völlig irrealer Fall! Hanebüchener Humbug!«

Der CHEF: »Ich finde, daß der Film angreifbar ist, weil er wissenschaftlich nicht exakt darstellt. Da ist nicht sauber recherchiert worden. Und dann: Dieser Staat wird als ein zynisches Monster dargestellt, was ein Staat möglicherweise sein kann. Ich begreife aber unseren Staat nicht so. Sondern so, wie er gegenwärtig da ist. Und ich würde die große Hoffnung haben, daß es unser Demokratieverständnis auch nicht zuläßt, daß sich unser Staat in eine Richtung entwickelt, daß es im Jahre 1990, in dem dieses Werk spielt, so aussieht...«

Der DIREKTOR: »Ich sehe den Film nicht als Anklage, sondern als Provokation. Eine Provokation, die an Punkten Nachdenken hervorruft, wo es vielleicht noch nicht ganz so weit ist. Ich maße mir nicht an, daß wir dem Publikum Dinge vermitteln müssen, die es sonst überhaupt nicht zu Gesicht oder zu Gehör bekäme. So arrogant dürfen wir nicht sein...«

Der INTENDANT: »Ich gehöre nicht zu denen, die solche Problemstücke nur zulassen wollen, wenn sie »unangreifbar« sind. Ich verlange aber, daß solche Fernsehstücke sorgfältig und gut gemacht sind. Und hier setzt meine Kritik an: an der Qualität des Films...« Warum habe ich eigentlich noch Hoffnungen für das PROJEKT EDEN?

[...]

1. Mai:

Wenn Druck erzeugt wird, wenn sie versuchen, dich zu unterdrücken, muß Gegendruck erzeugt werden, soweit das möglich ist. Der Versuch, die Presse einzuschalten, ist gescheitert. Und es hat wenig Zweck, in dieser Richtung noch weitere Vorstöße zu unternehmen. Ein Artikel in einer Zeitung (regional oder überregional) wird ihnen nicht weh tun, wird den notwendigen Gegendruck nicht erzeugen können.

Nach einem Gespräch mit Körner ist mir klar geworden, daß es doch noch eine Möglichkeit gibt, das PROJEKT EDEN zu veröffentlichen. Eine Möglichkeit, die auf der Hand liegt und auf die ich schon viel eher hätte kommen müssen.

Körner hatte damals, als ein Drehbuch von ihm, eine Auftragsarbeit, von der Fernsehspielabteilung zwar abgenommen, aber nicht realisiert worden war, Monate in einem Aktenschrank geschmort hatte, ohne daß von Produktion auch nur geredet worden war, den ihn immer wieder vertröstenden Briefen aus dem SENDER nicht mehr geglaubt, den Stoff zu einem Buch umgearbeitet und so für Öffentlichkeit gesorgt.

Das PROJEKT EDEN als Buch.

Auf diese Weise ließen sich auch die versteckten Zensurmethoden umgehen, die sie immer wieder anwenden. Die Verschleppungstaktik. Ein Stoff, der aktuelle, für den Fernsehzuschauer wichtige Probleme behandelt, wird »interessant« gefunden. Ein Exposé-Auftrag erteilt. Und das Exposé liegengelassen. Fernsehredakteure haben keine Eile. Haben sie doch mit dem Exposé bereits die Rechte an dem Stoff erworben. Den Autoren sind die Hände gebunden. Sie haben Verträge unterschrieben, die ihnen keine, dem SENDER jegliches Recht zugestehen. Der SENDER kann mit dem Stoff machen, was er will. Er kann ihn weiterentwickeln, kann ein Treatment, ein Drehbuch herstellen lassen, kann schließlich produzieren. Und darüber vergehen

bisweilen drei, vier, fünf Jahre. Und bis zur eigentlichen Ausstrahlung der Produktion vergeht noch einmal Zeit. Wenn dann endlich gesendet wird, ist der Stoff nicht mehr aktuell. Auf diese Weise können sich Redakteure Ärger vom Hals halten, der durch solche Aktualität entstehen könnte, der entstehen könnte, weil Zuschauer bei Problemen, die gerade in der Diskussion sind, in der Lage sind, mitzureden.

Es gibt Fernsehspiel-Abteilungen, die wissen heute schon, was sie 1990 senden wollen.

Sie können aber auch nichts dergleichen tun, die Fernsehredakteure. Sie können Stoffe, Exposés, Treatments und Drehbücher auch einfach in ihren geräumigen Schreibtischschubladen und Aktenschränken verschwinden lassen, können sie »aus dem Markt nehmen« und können Produktionen solcher Stoffe verhindern.

Und die Autoren, die ihre Ideen an den SENDER verkauft haben, werden hingehalten, werden getröstet, werden ein ums andere Mal belogen.

Das PROJEKT EDEN als Buch.

Das stellt sich die Frage: Ist es überhaupt möglich, ein Drehbuch in einen Roman (und das schwebt mir vor) umzuwandeln? Wohl kaum. Ich müßte also von vorn beginnen. Der Stoff scheint auch für einen Roman geeignet. Vielleicht sollte man den Entstehungsprozeß mit einbringen. Das würde die Möglichkeit bieten, Rudimente aus dem Drehbuch einzuarbeiten und dem Buch so eine zusätzliche »Qualität« geben.

Ich telefoniere mit Weismann. Er will einen Vertrag schicken.

Wir sind am Wochenende bei Glasmeier in der Galerie gewesen. Eine Dokumentation wird vorgestellt »14 Jahre - 100 Feste«. Einhundert Ausstellungen. In der Broschüre auch ein Text von mir, aus »Schigolett«, aus dem Zusammenhang gerissen und so in diesem Zusammenhang nichtsagend.

Einhundert Ausstellungen, einhundertmal die Frage an den Künstler: Was will (wollte) er mit seinem »Werk« (ist es ein Werk?) sagen? Einhundertmal Sprachlosigkeit. Warum aber dann schaffen sie galaktische Improvisationen, konstruktive Elemente, systematische Quadratraster, Klangobjekte, Verhängungen, Raumverspannungen, wenn sie uns nichts zu sagen haben?

Wenn Christo eine Insellandschaft in rosa Plastik einpackt, ist das anderen nur per Farbfotos vom Hubschrauber aus mitteilbar, und eine Fotomontage würde um vieles preiswerter den gleichen Zweck erfüllen können. Für wen also diese »Verfremdung«, »Verzauberung« von Natur außer für sich selbst. Die Entschlüsselung, die Decodierung ihrer Werke überlassen sie anderen, Kritikern, Fachleuten, Deutern.

Kunst und Leben, Kunst und Wirklichkeit, Kunst und Natur, das Leben ist Kunst!

Marcuse hat geschrieben: »Kunst wird subjektivistisch definiert von Spezialisten aus der herrschenden Klasse, sogenannten »Kunstkritikern« und deren wissenschaftlichen Blinddarm ...«

Wie sinnlos diese Kunst, wenn nichts an Nachricht für mich von ihr ausgeht. Sie zum Selbstzweck exhibitionistischer Künstler wird. Wenn Kunstbetrieb zum Herrschaftsmittel wird.

Wenn nicht ...

Wenn es da in dieser Galerie nicht Gespräche gäbe der Menschen untereinander, der Kunst sich nur als Vehikel bedienend. Sich erfreuen an einer künstlichen Welt, kunstvoll gestaltet, zusammen sein mit schönen Objekten. Sie erfahren, erfühlen, ertasten, ersehen, erhören.

Kunst nicht als Selbstzweck, sondern als Anlaß.

Aber es gibt kaum Gespräche in dieser Nacht außer über Angebot und Nachfrage, Aufträge und Bezahlung, Gewinnspannen und Galeristenprofite.

Wir gehen bald wieder.

Aus dem Kriminalroman Die Tote in der Zisterne

DER SCHREI. Ein Schrei, laut und langgezogen in der Hitze der *Sesta*, der Mittagsruhe. Ein Schrei, der die Stille zerriss und dem alsbald das Gebell der Hunde nachfolgte. Maria Lizete Conceição Santos lief, so schnell ihre kurzen Beine sie tragen konnten, und ihr dicker Bauch es zuließ, den Feldweg von der *Quinta do Olival* herunter. Dabei gestikulierte sie wild mit den Armen und stieß kurze, schrille Schreie aus. Immer dann, wenn sie wieder ein Stück gelaufen war.

Aber das galt offenbar nicht ihm, wie Mack feststellte, der sie durch sein Fernglas beobachtete, sondern Pat, von der Mack nur wusste, dass sie Irin war und wohl Patricia heißen musste.

Sie bewohnte mit einem Portugiesen aus Lissabon, der unmöglich ihr Mann sein konnte (dafür war er viel zu selten an der Algarve), ein ockergelbes Haus (absolut ungewöhnlich im Land der weißen Häuser) in Galé, dort, wo der Strand aufhört, dort, wo hinter den Felsen der Küste Ackerland beginnt, das sich bis auf die Serra hinaufzieht, wenn Tourismus und Straßenbau dafür Platz lassen.

»Socorro!« schrie Lizete, als sie in die Nähe des gelben Hauses kam, was so viel wie »Hilfe!« bedeuten mochte.

Und:

»Sangue!!« – »Blut«.

Irgendetwas Furchtbares musste geschehen sein, denn nachdem Lizete eine Weile lang auf die Irin eingeredet hatte, die an ihrem Swimmingpool in der Sonne lag, lief diese ins Haus und kam kurz darauf angezogen wieder hervor, stieg mit Lizete in ihren Jeep und fuhr mit durchdrehenden Reifen hinauf zur *Quinta do Olival*.

»Das schauen wir uns mal an«, meinte Mack zu Noodles. Die Hündin schlug die Augen auf und schüttelte den Kopf, sichtlich empört über die mittägliche Störung, erhob sich dann aber doch gnädigst vom warmen Steinfußboden des

Innenhofes, reckte und streckte sich, gab Dancer, ihrem Sohn, zu verstehen, dass er gefälligst mitzukommen habe, und trabte dann hinter Mack her, quer über die Felder, die von einigen kurzen Regenschauern in den letzten Tagen wieder grün geworden waren.

Und Dancer folgte den beiden, noch ein wenig unentschlossen, ob ein Spaziergang bei dieser Hitze denn wirklich das Richtige sei.

Der Jeep hielt mit quietschenden Bremsen vor dem Landgut. Pat sprang heraus.

Lizete blieb im Wagen sitzen, mit angstgeweiteten Augen, soviel konnte Mack sehen.

Er hatte erst etwa ein Viertel des Weges zurückgelegt und war bei einem mächtigen Johannisbrotbaum angekommen, wo er Deckung finden und die Beobachtungen durch sein Fernglas fortsetzen konnte.

Aber sein Standort war nicht geeignet, in den Hof der Quinta zu schauen. Und so hörte er nur von Ferne eine Stimme nach der Bewohnerin des Landsitzes rufen:

»Helga, Helga... !!« Und sah Lizete nach einer ganzen Weile den Wagen verlassen und durch ein großes Holztor ebenfalls die Quinta betreten.

»Komm, wir gehen«, sagte Mack zu Noodles.

Er machte sich aber nicht auf den Rückweg zur *Casa das Figueiras*, wie die Hündin vermutete, sondern ging weiter hin zu der Quinta.

Und damit war Mack mittendrin in einer Sache, die sein Leben nun endgültig verändern, die seine Existenz bedrohen sollte. Und gerade das hatte er verhindern wollen, als er an die Algarve, ja, man muss schon sagen, geflüchtet war. Die *Quinta do Olival* dürfte wohl früher einmal ein algarvisches Bauernhaus gewesen sein, so wie man sie auch heute noch vor allem im Landesinneren findet: ein Haus aus Natursteinen auf dem Fels einer Anhöhe errichtet; vier Räume; drei oder vier Meter im Quadrat; zwei Schlafzimmer, ein Wohnraum, eine Küche mit einer offenen Feuer-

stelle. Ein Dach, mit Tonziegeln gedeckt, und mit mehreren Kaminen oder Luftabzügen. *Chaminés*, typisch in ihrer Art – sie sehen aus wie kleine Minarette.

Vor dem Haus war eine Steinbank, ein Backofen und eine Zisterne mit einer Wasserauffangfläche.

Dazu gab es einige Nebengebäude. Das Haupthaus war (offenbar nach deutschen Kriterien) modernisiert und umgestaltet, aber die Räume hatte man in ihrer Funktion erhalten. Die an das Haupthaus grenzenden Stallungen waren zu einer Garage geworden, zwei der Nebengebäude hatte die deutsche Bewohnerin zu einem Atelier umgebaut. Das ganze Anwesen war mit einer mannshohen Mauer umschlossen worden, so dass ein Innenhof entstanden war, den die Eigentümerin rund um die Zisterne in einen zu allen Jahreszeiten blühenden Garten verwandelt hatte.

Als Mack durch das schwere Holztor den Innenhof betrat, bot sich ihm ein merkwürdiges Bild. Lizete hielt sich direkt neben dem Tor an die Mauer gepresst und starrte auf eines der Gebäude. Dort war vor einem offenen Gittertor ein riesiger Blutfleck.

Und in dem Raum, den das Gitter verschloss, war noch mehr Blut, das konnte er sehen.

Pat stand auf der Umgebungsmauer und rief nochmals den Namen: »Helga!!«

»Kann ich helfen?« Pat betrachtete ihn ein wenig erstaunt (oder war sie überrascht?).

»Du bist doch Deutscher?! Oder? Vielleicht kannst du was auf Deutsch rufen. Sie ist nämlich verschwunden, weißt du?!« Mack beschloss, das seltsame Ansinnen zu ignorieren. Und begann sich umzuschauen.

Die Quinta sah in keiner Weise verlassen aus: Türen standen offen, ein Außenlicht brannte, Kleider hingen noch nass auf einer Wäscheleine, ein Pullover war zum Trocknen auf einem Stuhl ausgebreitet. Ein Seat *Marbella*, ein wenig herunter gekommen und Lehm verkrustet, war in der Garage abgestellt. Das Garagentor stand halb offen.

»Ihr Wagen?« fragte Mack und warf einen Blick in die Garage. Aber da war nichts zu entdecken.

Pat nickte.

Ja, das war Helgas Auto.

Die Hunde tobten durch den Garten. Dancer pisste an jede Ecke. Noodles schnüffelte nach Spuren fremder Artgenossen, wohl auch nach Igel und Maulwürfen, nach Kaninchen und Schlangen.

»Sie scheint nicht sehr weit weg zu sein«, stellte Mack fest.

»Kein Grund zur Beunruhigung! Sollen wir warten?«

Pat gab keine Antwort, verschwand im Wohnhaus und kam mit einer Packung Zigaretten zurück.

Mack hatte sich auf die Zisterne gesetzt, ließ die Beine baumeln und hörte sich (auf Englisch) an, was Pat und Lizete auf der *Quinta do Olival* gesehen hatten.

Lizete, die zweimal in der Woche einfache Arbeiten auf der Quinta verrichtete, hatte gestern Helga Krebs, die Bewohnerin des Landsitzes, vollkommen abgemagert und halb verdurstet und eingesperrt in einem vergitterten Schuppen der Quinta vorgefunden und war gleich wieder wegelaufen. Erzählte die Irin.

Als Pat dann ihrer Freundin zu Hilfe geeilt war, als sie nach langem Suchen den Türschlüssel im Garten gefunden und Helga befreit hatte, konnte sie die Freundin nur mit Mühe zu Essen und Trinken bewegen.

Aber es war nichts aus ihr herauszubringen gewesen. Nicht, was mit ihr geschehen war. Nicht, wie sie in den abgeschlossenen Raum gekommen war. Nicht, warum sie dem Anschein nach Tage lang nichts gegessen hatte.

Gesprochen habe sie nur unzusammenhängend, meist deutsche Worte, die Pat nicht verstehen konnte.

»Kein Englisch mehr, kein Wort.«

Lizete war eine Weile lang bei ihr geblieben. Und Pat selbst wollte am Abend nochmals nach ihr schauen.

»Und jetzt ist sie verschwunden«, sagte Pat und rauchte und steckte sich eine weitere Zigarette an.

»Ich habe sie gestern Abend nicht mehr besuchen können. Und heute morgen – keine Spur von ihr ... Nur das hier.«
Sie deutete auf den Blutfleck.

Mack hatte Mühe, ihrem Sprachfluss zu folgen, der immer wieder mit gälischen Vokabeln durchsetzt war, Worte, die er nicht kannte. Dass sie nicht (nur) Englisch sprach, wohl ein Ausdruck ihrer Aufgeregtheit.

Noodles langweilte sich, rückte näher an ihn heran und legte sich auf Macks Füße, auf irgendwelche Zuwendungen hoffend.

Dann reckte die Hündin plötzlich den Kopf in die Luft, wendete die Schnauze hin und her, witterte kurz, sprang dann mit den Vorderpfoten an die Zisternenöffnung und begann laut zu bellen. Dancer kam augenblicklich dazu und stimmte in das Gebell mit ein.

»In der Zisterne ... Irgendetwas haben die Hunde ...«

Mack rüttelte an der eisernen Klappe, mit der die Zisterne verschlossen war. Pat zog einen Riegel zurück. Erst dann konnten sie gemeinsam den schweren Deckel aufwuchten. Er blickte in das Wasserreservoir, konnte aber durch das enge Loch nur den Wasserspiegel sehen und darin sich selbst. Die Hunde gebärdeten sich jetzt, da die Zisterne offen stand, immer wilder, und ihr Gebell nahm an Heftigkeit noch zu.

»Gibt es eine Taschenlampe?«

»Ich weiß nicht.«

Sie reichte ihm ihr Gasfeuerzeug. Der Schein des flackern- den Lichtes reichte aus. Mack sah sie in der hintersten Ecke der Zisterne im Wasser stehen, Helga Krebs, fast nackt, nur mit einem knappen T-shirt bekleidet, die Arme verklemmt hinter einem Wasserrohr.

Es gab keinen Zweifel – die Frau war tot. Der Tod musste erst vor relativ kurzer Zeit eingetreten sein. Die Totenstarre hatte noch nicht begonnen, sich zu lösen.

SIE WAREN MIT MEHREREN EINSATZWAGEN gekommen, die *Bornbeiros voluntários*, die freiwillige Feuerwehr, und die GNR, die Polizei, aus Albufeira und Silves und hatten sich zuerst einmal über die Zuständigkeit gestritten, weil die *Quinta do Olival* genau auf der Kreisgrenze gelegen ist und sie sich nicht einigen konnten, zu welchem *Conselho* das Anwesen gehörte.

Nach langem Palaver waren die Mannschaften aus Albufeira wieder abgezogen.

Die Feuerwehrleute hatten die Zisterne leer gepumpt und die Leiche der Helga Krebs geborgen. Und hatten sie mitten in den Garten gelegt, während sie auf den Transport zur Gerichtsmedizin nach Portimão warteten. Nicht einmal zugedeckt hatten sie die Tote.

Helga Krebs war einst Kunstlehrerin in Deutschland gewesen, hatte einen Sohn, der Medizin studierte, und war mit einem Juristen verheiratet, von dem sie sich hatte scheiden lassen.

Irgendwann hatte sie Deutschland den Rücken gekehrt und das Haus ihres Bruders an der Algarve bezogen. Der Gesellschaft überdrüssig. Enttäuscht. Frustriert. Der Wunsch, ein neues Leben zu beginnen. Es gab jede Menge Gründe für einen solchen Schritt. Mack kannte das.

An der Algarve arbeitete Helga als Goldschmiedin und hatte in diesem Beruf auch einigen Erfolg.

So viel hatte Mack von Pat erfahren, als er mit ihr auf die Polizei wartete.

Und als er dann die Frau betrachtet hatte, die da tot im Gras lag, erinnerte er sich auch, woher er Helga Krebs kannte.

Es war in den ersten Tagen seines Aufenthaltes an der Algarve gewesen. Die alte Markthalle in Portimão. Eine Verkaufsausstellung von einheimischen Künstlern und solchen aus dem Ausland, »Residenten«, die – meist nur eine Zeit lang – an der Algarve wohnten und arbeiteten.

Da hatte diese Frau mit anderen Deutschen einen Stand gehabt: Auf lila Samt Steine, Teile von Muscheln und Schneckenhäuser, gefasst oder eingesponnen von zarten Gold- oder Silberfäden.

Nichts Besonderes, nur irgendwie schön.

Aber nicht der Schmuck hatte Mack aufmerksam werden lassen, sondern eine laute Auseinandersetzung, die diese Frau mit einigen jungen Männern auf Deutsch geführt hatte. Heimatliche Laute, die im Hörbild der fremden Sprache sofort bemerkt werden.

Worüber gestritten wurde – Mack wusste es nicht mehr.

Und er hatte sie gefragt, was eines dieser Schmuckstücke kosten sollte. Sie hatte ziemlich unwirsch reagiert und auf die Preisschilder gedeutet.

»Cada Peça – das heißt: jedes Stück.«

Und hatte weiter gestritten. Ja, wenn sie denn nichts verkaufen wollte... Mack hatte sich gewundert und war weiter gegangen.

Die Polizisten stolzierten mit wichtigen Mienen auf der Quinta umher und hatten begonnen, Formulare auszufüllen, wobei es jeder von ihnen es besser wusste als der andere, wie dies zu geschehen hatte.

Pat war erlaubt worden, zu ihrem Haus zu fahren, um die Angehörigen der Deutschen zu benachrichtigen, nachdem sie versprochen hatte, danach sofort wieder zu kommen.

Mack war bedeutet worden, er solle sich zur Verfügung halten, obwohl er mehrmals betont hatte, er spreche kein Portugiesisch.

»Não compreendo nada!«

Das war einer der wenigen Sätze, die er sich schon vor seiner Abreise aus Deutschland eingeprägt hatte. Nur mit Hilfe eines Dolmetschers könne er eine Aussage machen.

Man hatte ihn nur verächtlich angeschaut und sich dann nicht mehr um ihn gekümmert.

Und so blieb er auf der Quinta, beruhigte die Hunde, die immer wieder die Uniformierten beißen wollten, durchstreifte den Innenhof, schaute über die Mauer, sah in die Räume, deren Türen und Fenster jetzt weit offen standen, ging umher, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, reine Neugier.

Beunruhigend dieser Todesfall. Die Tote – ein für ihn erschreckendes Bild, wie sie so da lag, so abgezehrt, so nackt und von Wasser triefend. Sie musste in seinem Alter gewesen sein, vielleicht so um die fünfzig Jahre, aber das war schwer abzuschätzen. Ein sportlicher Typ offenbar. Sehr muskulös. Tiefgebräunte Haut, eingefallen jetzt und durchscheinend. Wohl das, was man Totenblässe nennt. Von der Sonne gebleichtes Haar, von grauen Fäden durchzogen, Haar, das nun schmutzig nass und fettig glänzend herab hing.

Er hatte schon manchen Tod miterlebt. Das war jedoch anders gewesen. Nie so nah. So dicht hatte man ihn nur selten an eine Leiche heran gelassen. Das Schreckliche war nie so greifbar, nie so unmittelbar gewesen.

Aber dann doch nur ein kurze Zeit andauernd. Die Tote wurde an ihm vorüber getragen. Wurde in einen Kasten gepackt und abgefahren. Aus.

Als die Tote weggebracht war, hatte er begonnen, die Zisterne zu untersuchen, und dabei festgestellt, dass der Verschlussriegel von selbst einrastete, wenn man den schweren Deckel auf die Öffnung fallen ließ. Und diese Öffnung war so klein, dass nur ein einziger, sehr schlanker Feuerwehrmann in der Lage gewesen war, dort hinein zu steigen. Er versuchte abzuschätzen, ob und wie Helga Krebs durch diese Öffnung gepasst haben könnte.

Die Untersuchungen der GNR erschienen ihm ziemlich oberflächlich, wenig systematisch, so, als hätten die Polizisten sich ihr Urteil über die Ursachen für den Eintritt des Todes schon gebildet. Auch wurde offensichtlich keine

Kriminalpolizei hinzugezogen oder auch nur eine kriminaltechnische Untersuchung durchgeführt.

Er hatte – weiß Gott! – so viele Tatorte von Verbrechen besichtigt, dass er es gar nicht mehr zu zählen vermochte, aber ein so unprofessionelles Vorgehen wie hier, das hatte er noch nicht erlebt. Freilich – vielleicht war dies überhaupt kein »Tatort«.

Er machte einen der Polizisten auf das Blut aufmerksam. Er hatte sich den zweiten Fleck angesehen in dem Raum, in dem Helga Tags zuvor eingeschlossen gewesen war. Der schien irgendwie anderes auszusehen, als der vor der Tür. Aber er kannte sich mit solchen Sachen nicht genügend aus.

Der Polizist lachte nur, klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter und deutete auf ein paar Federn in der Nähe.

»Sangue da galinha.« Hühnerblut. Hier sollte ein Huhn geschlachtet worden sein? Wo war dann das Huhn?

Als der Polizist gegangen war, steckte Mack seinen kleinen Finger in das Blut. Der Fleck war getrocknet. Sah aber noch irgendwie »frisch« aus.

Der Raum war sehr kühl. Wie lange braucht Blut, um zu trocknen?

Er hörte, wie Pats Jeep auf dem Feldweg vor der Quinta hielt.

»Oswin wird morgen aus Frankfurt kommen.«

»Oswin?«

»Ihr Sohn.«

Sie strich sich mit einer hastigen Handbewegung die roten Haare aus dem Gesicht.

»Und ihr Mann?«

»Der nicht.«

»Und jetzt?«

»Wir müssen ihnen unsere Adressen geben, dann können wir gehen.«

»Meine Adresse?«

»Ja. Die von hier natürlich. Damit die Polizei uns erreichen kann.«

»Wenn ich noch irgendwie helfen kann ...«, sagte Mack, als Pat ihn an der *Casa das Figueiras* absetzte.

Er vermied es, sie persönlich anzusprechen. »Du kannst mich besuchen, schließlich sind wir Nachbarn, oder?«

Und als sie mit ihrem Jeep weiter fuhr, fiel ihm ein, was ihn die ganze Zeit irritiert haben mochte: Sie hatte nicht geweint über den Tod der Frau, die sie ihre Freundin nannte, hatte keine Emotion gezeigt. Aber es hat wohl jeder seine eigene Art, mit Trauer umzugehen.

MACK. Mack in seiner Situation in Deutschland. Sie war mehr oder weniger unerfreulich, diese Situation. Beruflich und privat.

Alles hatte damit begonnen, dass er sich bei seinem Verlag eingeklagt hatte, als zu befürchten stand, dass er als »freier« Mitarbeiter, als *Freelancer*, als Journalist, der auf Zeilen-Honorar-Basis arbeitet, in seinem Alter bald keine Beschäftigung bei einer Zeitung mehr finden würde. Und im Ruhrgebiet schon gar nicht. Hier war Jugend gefragt. Keiner mit seinen »Erfahrungen«.

Die Klage auf Festanstellung. Vielleicht das einzige Mal in seinem Leben, dass er etwas richtig gemacht hatte.

Seitdem war er der bestgehasste Mann in der Gelsenkirchener Lokalredaktion.

Sie hatten ihm ein »Büro« zugewiesen, in das gerade ein Stuhl und ein Tisch mit dem Computer und einem Telefon darauf passten.

Sie hatten ihm seine »Domänen« weggenommen, die Polizei- und die Gerichtsreportagen. »Terrain«, auf dem er sich für »unschlagbar« hielt. Seine »Nase« für besondere Fälle. Seine Begabung für Ironie und Satire, wenn es darum ging, seinen Lesern »Einblick« in »trockene« Gerichtsakten zu verschaffen. Seine Fähigkeiten »in Sachen investigativer Journalismus«. Nicht mehr gefragt.

Sie hatten ihm alles zu schreiben gegeben, worüber keiner von ihnen Lust hatte zu berichten: Jahresversammlungen von Vereinen, Jubiläen, »runde« Geburtstage...

»Mack macht das schon!« sagten sie, die Jungen, die Karrieresüchtigen mit ihren sportgestählten Körpern und legten ihm Einladungen oder die entsprechenden Pressemitteilungen auf den Computer-Monitor.

Dann hatte ihn eines Tages Ludowig zu sich rufen lassen, der Lokalchef, und ihm ein Angebot gemacht. Dreiviertel seines Gehaltes wollten sie zahlen, bis er in Rente gehen würde. Und eine großzügige Abfindung.

»Unter einer Bedingung. Du musst aufhören. Jetzt. Heute. Sofort. Wir wollen dich hier nicht mehr.«

Das war deutlich gewesen. Und er hatte zugestimmt. Zer-mürbt. Resigniert. Müde geworden.

Und hatte zu Hause herum gesessen. Wochenlang. Unfähig, irgendetwas zu tun. Hatte an seinem Schreibtisch gesessen und auf das abgeerntete Kornfeld gestarrt, das an seinen Garten grenzte und den kleinen Wald dahinter. Stundenlang.

Selbst den täglichen Kneipenbesuch unterließ er, dort, wo er früher seine Informationen gesammelt hatte. Schämte sich, erklären zu müssen, dass er seine Arbeit verloren hatte, die für ihn mehr gewesen war als nur ein Job.

Und war seiner Frau auf die Nerven gefallen, mit der ihn eh' nichts mehr verband als fast dreißig Jahre des Zusammenlebens und der alltäglichen Gewohnheit und die seit langem ihr eigenes Leben führte, an dem er keinen Anteil hatte. Und hatte sich in seinen »vier Wänden« wie ein Fremdkörper gefühlt.

Das quantitative Maß der Zufälligkeit eines Ereignisses ist seine mathematische Wahrscheinlichkeit. Der Zufall. Das Unwahrscheinliche.

Erstens: der Kauf einer Zeitung. Gerade jener Wochen-Zeitung.

Zweitens: der Wunsch, das alles hinter sich zu lassen. Nach den Wochen äußerster Anspannung, der wiederkehrenden Schlaflosigkeit und totalen Übermüdung sich frei zu machen, wieder zu sich selbst zu finden.

Drittens: die Anzeige im Reisetagebuch zu entdecken. Geradejense Anzeige:

ALGARVE: Whg. in renov. Bauernhs., 3000 m² Grdst., 350 m v. Strand, bis 31.3.: DM 385,- ... eine Telefonnummer.

Die Algarve: bizarre Felsen. Meer. 1974 war er zum ersten Mal hier gewesen.

Er hatte mit seiner Frau eine Reise durch Portugal unternommen, wenige Tage nach der Revolution der Nelken. Damals, als seine Ehe noch »funktioniert« hatte.

Er erinnerte sich an die Landschaft des Douro- und des Minho-Tales, an ein Fest in Lamego, wo sie von neun Männern eingeladen worden waren zu Kuchen und Wein, die sie getroffen hatten, als sie die Stufen von der Wallfahrtskirche in den Ort hinunter gestiegen waren. Kommunisten allesamt.

Menschen in Aufbruchstimmung. Die Intellektuellen, die aus der Verbannung gekommen waren. Der Politik-Professor auf einer kleinen Insel vor Peniche. Die Kinder im Armenviertel von Porto, denen irgendjemand gesagt haben musste, eine »neue Zeit« brähe an, und die das jedem erzählen wollten, den sie trafen, auch ihm. Die Leute in Lissabon, die nicht genug Informationen bekommen konnten und sich gleich drei oder vier Zeitungen kauften. Die weißen Häuser von Obidos. Dort hatten sie die Revolution verabredet. Leere Badezelte an den Stränden der mondänen Urlaubsorte der Westküste. Die Menschen hatten anderes zu tun. Ein Land war wach geworden.

An der Algarve hatte ihre Reise geendet. Nach den politischen Diskussionen ein wenig Ruhe. Badeurlaub. Herrli-

ches Wetter. Nur einzelne Touristen, die den Mut hatten, damals nach Portugal zu fahren.

Acht Tage in einer Ferienwohnung direkt am Meer in Carvoeiro, einem kleinen Ort mit einer winzigen Bucht, vielen bunten Fischerbooten und einem Restaurant. Wie mochte es dort heute aussehen?

Ja. Die Algarve. Das würde ein Fluchtpunkt sein können für ihn. Vielleicht bis über Ostern. Möglicherweise war mit den Leuten, die das Haus vermieteten, zu reden.

Der Anruf. Eine Hamburger Telefonnummer. Ein Mann meldete sich. Ein Name: Jürgen Riecherts.

Eine Ahnung. Irgendein Gefühl. Mag sein eine Witterung in Macks Journalisten-Nase, die ihn sagen ließ:

»Ich habe morgen in Hamburg zu tun. Da können wir die Einzelheiten besprechen. Und alles regeln. Das ist vernünftiger als so am Telefon ... «

Seine Frau hatte auf seine Mitteilung, er müsse »mal nach Hamburg«, nur genickt. Nach dem »Warum« nicht gefragt. Kein Interesse.

SIE MOCHTEN KEINE SPORTLER. Noodles nicht und Dancer schon gar nicht. Davon war schon die Rede: Jogger und Radfahrer wurden von ihnen regelmäßig angefallen (auch andere Hunde wenn die Gefahr bestand, dass Mack sich ihnen zu freundlich nähern könnte– da waren sie menschlich eifersüchtig). Und gnadenlos gejagt. Und die Sportler wurden in die Beine gebissen, besonders dann, wenn den Hunden irgendwelche Läufer(inne)n am Strand begegneten.

No sports. Da hielten sie es mit Churchill. Sie rochen wohl den Frust dieser Jogger.

Dass Mathieson ebenfalls eines Morgens zu den Gebissenen gehörte, beruhte mehr auf Zufall (so viele Zufälle in dieser

Geschichte!), und Auslöser war kaum das (von dem Briten) kalkulierte Herbeiführen einer Begegnung.

Sie waren erfahrene Jogger-Jäger, die beiden Hunde. Dancer sah den Läufer meist schon von weitem. Eine kurze Verständigung mit Noodles. Und Angriff. Noodles stürzte direkt auf Mathieson zu. Dancer schlug einen weiten Bogen und kam von hinten. Mathieson hatte keine Chance. Mack konnte schreien und pfeifen. Die Hunde wollten ihn nicht hören. »Dicke« Ohren.

Erst als Mack den Läufer erreicht hatte, ließen sie von ihm ab. Und Mathieson kam mit einer blutenden Bisswunde am Unterschenkel und einigen blauen Flecken davon. Er konnte von Glück sagen, dass er eine lange Trainingshose trug.

»Es tut mir leid. Es ist so etwas wie ein Hobby von ihnen«, sagte Mack und sah sich die Verletzungen an.

»Wir können zu der *Casa das Figueiras* gehen und die Wunde verbinden.«

»Und die Hunde?«

»Sie werden Ihnen nichts tun, wenn ich dabei bin... Hoffe ich«, setzte Mack hinzu. »Sie müssen freundlich mit ihnen reden.«

Dann stützte er den humpelnden Mathieson auf dem Weg vom Strand hoch zum Haus durch die Macchien an der Küste. »Vilarinhos Land«, sagte der Waliser fast andächtig und humpelte durch das Gestrüpp und scharfkantiges Gras. »Das war einmal.«

Mack deutete auf eines der Schilder, mit Hilfe derer das Gelände parzellierte war und auf dem »*vendido*« zu lesen stand. »Bereits zu Geld gemacht.«

Der Bau des Golfplatzes war nahezu beendet. Die Beregnungsanlagen spuckten Wasser auf die frisch ausgesäten Rasensamen und senkten den Grundwasserspiegel weiter ab. Zeit, den Golfern Häuser in der Nähe des Golfplatzes zu verkaufen. »*All-in-one*«-Konzepte. Fehlte noch ein kleiner Flugplatz und ein Yachthafen. Aber das würde nicht lange

auf sich warten lassen.

Als Mack in der *Casa das Figueiras* Mathiesons Wunde gesäubert und verbunden hatte und nachdem Noodles ausgesperrt worden war (sie hatte wieder versucht, den Mann aus der *Vila J6ia* zu beißen), und Mack einen alten *Bagaceira* auf den Tisch gestellt hatte und Mathieson ein weiteres Mal nach Vilarinhos Geschäften gefragt hatte, und was er darüber wisse, erläuterte der Journalist dem Mann aus Wales einige der Gedanken, die er sich gemacht hatte:

»Ich will Ihnen sagen, wie ich mir das denke. Manchmal glaube ich, die Algarve ist so etwas wie die größte Geldwaschanlage Europas. Drogengelder, Schwarzgelder, Spekulationsgewinne, die an den Finanzbehörden vorbeigeleitet werden sollen, veruntreute Parteigelder..., das alles wird hier in Immobilien investiert, wird hier »geparkt«, wenn Sie so wollen.«

»Mit Vilarinhos Hilfe, meinen Sie?«

»Vilarinho hat das Land. Geerbtes Land, erworbenes Land, erworben für ein paar Pfund Ihrer Währung. Weingärten, landwirtschaftliche genutzte Flächen. Und das verkauft er. Für das Zehn- oder Hundertfache des Preises. An Ausländer vorzugsweise. An europäische »Schnäppchen«-Jäger, die immer zur Stelle sind, wo schnelles Geld zu machen ist, und die auf der Suche nach gewinnbringenden Investitionen durch die EU reisen. An irgendwelche Organisationen wie politische Parteien oder die Mafia. Und neuerdings wohl auch an die Russen.

Trotz seiner immensen Gewinne–Vilarinho verkauft weit unter Preis. Offiziell. Dieser vertragliche Preis, wird mit sauberem Geld bezahlt. Der Rest geht in schwarzem Geld *cash* von Hand zu Hand. Immer noch ein gutes Geschäft, weil beide Seiten Steuern sparen. Dabei liegt natürlich der wirkliche Kaufpreis immer noch unter dem Marktpreis. Und sollten die Behörden misstrauisch werden und Gutachter einsetzen, werden diese geschmiert.

Dann besorgt Vilarinho auf Grund seiner zahlreichen Verbindungen schnelle Baugenehmigungen.

Und dann wird gebaut. Oft von kleinen Handwerkern oder von Arbeitern aus den ehemaligen portugiesischen Kolonien.

Denn die können zumindest teilweise mit Bargeld bezahlt werden, ohne irgendwelche Rechnungen oder Belege.

Die fertigen Häuser lässt man stehen. Und wartet. Vielleicht vermietet man sie, wenn das möglich ist. Und irgendwann verkauft man sie wieder, wenn die Preise genügend gestiegen sind oder wenn sich eine günstige Gelegenheit ergibt. Und Vermietungen und Verkauf der Objekte bringen sauberes Geld. Der Verkauf meist ein Vielfaches von dem, was man eingesetzt hat. Welche bessere Möglichkeit gibt es, Geld sicher zu verstecken ...?»

»Und wie passen da die Leute hinein, die Deutschen, mit denen sich Vilarinho gestritten hatte?»

»Das sind die anderen. Die den unermesslichen Reichtum sehen, hier und anderswo, und die nicht verstehen, warum nicht sie es sind, die über so viel Geld verfügen können. Und die nun auch etwas abhaben wollen. Sie wollen beteiligt sein. Haben auch Träume, die sie verwirklichen wollen. Und dafür tun sie nahezu alles.«

»Erpressung? «

»Zum Beispiel. Wenn sie etwas zu wissen glauben ... «

»Und was macht Vilarinho dann mit dem Bargeld, das er bekommt?»

»Ich weiß nicht. Vielleicht kauft er Drogen davon, oder er steckt es in andere dunkle Geschäfte. Irgendetwas, das schnellen Umsatz und hohe Gewinne erwarten lässt. Und er bringt es wieder in den Kreislauf. Kauft Land. Verkauft Land. So oder so ungefähr. Ich bin kein Wirtschaftsfachmann...«

»Drogen das ist einleuchtend. Ja. Und dafür gibt es Beweise. Wenn auch keine verwendbaren. Ich selbst habe ..., aber das ist eine andere Geschichte.«

Mathieson unterbrach sich, schaute Mack aufmerksam an. Und sagte dann vorsichtig und jedes Wort abwägend:

»Wenn man Drogen hätte... Eine Menge, die für ihn interessant wäre... Damit könnte man Vilarinho schnappen...«

»Ihn schnappen? Warum wollen Sie Vilarinho schnappen?«

»Weil er ein Verbrecher ist. Er steckt hier im Drogengeschäft und in Großbritannien und in Marokko, und ich weiß nicht, wo sonst noch. Und er hat auch mit der Sache zu tun, in der Sie recherchieren. Ganz sicher. Seit zwei Jahren sind wir hinter ihm her. Und erst jetzt konnten wir ihn überhaupt identifizieren, kennen seinen Namen... Vilarinho ist ein Verbrecher«, wiederholte der Verbrecher, der sich Mathieson nannte.

Auch als er sich Wochen später überlegte, warum er das gesagt hatte, wusste Mack nicht den Grund dafür. Aber mit einem Mal war es gesagt:

»Ich habe Rauschgift.«

»Sie haben... was???«

»Ein Mann Ihrer Botschaft in Lissabon gab mir mehr oder weniger zu verstehen, ich könnte Ihnen vertrauen. Und das tue ich jetzt. Kommen Sie.«

Er nahm den Waliser mit in das Waschhaus. Und ließ ihn selbst den Beutel unter dem Persil ausgraben. Und sah zu, wie Mathieson das Päckchen öffnete und das Pulver probierte, vorsichtig den Finger hineinsteckend und an die Zungenspitze führend und an die Schleimhäute seines Mundes reibend.

»Kokain. Zweifellos. Und wahrscheinlich von bester Qualität.«

»Sie haben Erfahrung, nicht wahr?«

Mathieson gab keine Antwort. Er steckte seine Hand ins Waschpulver. Und war enttäuscht. »Ist das alles?«

»Es gibt noch weitere sieben Pakete. Aber nicht hier.«

Und Mack erzählte von seinem Fund nach dem Unwetter. Und als sie wieder im Haus saßen, und die erste Flasche Schnaps geleert und eine zweite angebrochen war, sagte

Mathieson: »Die Päckchen – das ist Vilarinhos Kokain. Das muss es sein.« Und erzählte nun seinerseits, von der *Lambada* und dem Portugiesen, der an Bord gekommen war, und der Fahrt nach Marokko, auch von dem Unwetter – das natürlich aus seiner Perspektive.

Und Mack wunderte sich (wieder einmal) darüber, dass sie nur dann redeten, nur dann einen offenbar unbändigen Drang hatten, sich mitteilen zu müssen, wenn sie besoffen waren, Leute wie Mathieson, die meisten Menschen.

»Woher wissen Sie das alles?« fragte Mack.

»Weil ich an Bord war«, sagte der Mann, der sich Mathieson nannte und im Dienst der britischen Regierung stand.

»Wie, haben Sie gesagt, hieß das Schiff?« fragte Mack, mit einem Mal wieder seltsam nüchtern geworden und voller Unruhe, den Mann ihm gegenüber.

Aber diese Frage beantwortete Mathieson schon nicht mehr.

Sein Kopf war auf den Küchentisch gesunken. Er war eingeschlafen. Und er schnarchte laut, urplötzlich »umgehauen« von der Kraft des Alkohols.

Mack hatte anderes von der Trinkfestigkeit der Waliser gehört. Also warten. Es gab da noch eine Menge Fragen.



Abb. aus »Die Kinder von Buchenwald« (2005); Foto privat

Nachwort

I

Im Februar 2001 erreicht die *Literaturkommission für Westfalen* ein Anruf von Hugo Ernst Käufer. Der Autor Rainer Horbelt sei plötzlich verstorben. Ob wir – Jochen Grywatsch und ich – uns um seinen literarischen Nachlass kümmern könnten. Horbelts Witwe und literarische Partnerin Sonja Spindler habe den Nachlass von Albufeira/Portugal an der Algarve, wo beide seit Anfang der 1990er Jahre lebten, nach Deutschland gebracht, um ihn vor der Auflösung zu bewahren. Der Bestand ist umfangreich. Er füllt heute 35 Archivkästen im *Westfälischen Literaturarchiv* in Münster.¹

Horbelts literarisches Werk ist mir damals wenig bekannt. Für mich war Horbelt eher ein Mann des Fernsehens, für das er seit Ende der 1960er Jahre arbeitete und rund 150

¹ Nachlass 1001. Er umfasst bei einer Laufzeit von 1968 bis 2001 vier Hauptgruppen: Werkmanuskripte (Drehbücher und Manuskripte), Lebensdokumente (Ego-Dokumente, persönliche Jahreskalender), Zeitungsausschnittsammlung, Sammlung eigener Publikationen einschließlich Video- und Audiokassetten. Der Nachlass ist bislang nur sporadisch aufgearbeitet worden. »Unter den Unterlagen sind zahlreiche interessante Dokumente, die Zeugnis ablegen von dem vielfältigen, stark politisch und sozialhistorisch orientierten Schaffen Rainer Horbelts zwischen Schriftstellertum, Theater, Film, Fernsehen und Reiseliteratur. Viele einzigartige Quellen belegen die Aktivitäten der jungen Literaturszene im Ruhrgebiet, die seit den späten 1960er Jahren mit ihrem starken gesellschaftlichen Impetus neue Wege geht.« (Jochen Grywatsch: *Aus der Zwangsjacke in die Traumfabrik. Der Gelsenkirchener Autor Rainer Horbelt und sein Nachlaß im Westfälischen Literaturarchiv*. In: Sabine Brenner-Wilczek, Sikander Singh (Hg): »...das hohe Geistergespräch.« *Über Literatur im musealen und digitalen Raum*. Bielefeld 2008, S. 143-147, hier S. 143.

Produktionen² realisierte: Fernsehfilme, Features, Arbeiten für das Schulfernsehen, vieles Weitere mehr. Auch als Schauspieler war mir Horbelts Gesicht das eine oder andere Mal untergekommen.

Das Schreiben hielt ich lange Zeit eher für einen Nebenzweig seiner Tätigkeiten. Heute sehe ich das grundlegend anders. Die Literatur bildet so etwas wie die Klammer seines heterogenen Gesamtœuvres, das neben Romanen und Erzählungen auch kulturhistorische Bücher über das Kochen und Reiseführer über die Algarve enthält. In allen Bereichen aber kommt es zu Überschneidungen mit der Literatur. Insgesamt umfasst Horbelts Werk 20 selbstständige Titel. Hinzu kommen Arbeiten für das Theater.³ Es ist also eine enorme Produktivität zu konstatieren.

Mein neuerliches Interesse an Horbelts literarischem Werk erwacht durch Gespräche mit Frank Göhre und Werner Streletz. Ich erfahre, dass Horbelt Ende der 1960er Jahre eine zentrale Figur der *Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen (LWG)* war. Er zählte dort zu den »jungen Wilden«, die sich für die literarische Popkultur und Rolf Dieter Brinkmann interessierten. Der gleichgesinnte Göhre erzählte im Interview⁴: »In der *LWG* war ich gewissermaßen ein Außenseiter, aber eben nicht der Einzige. Da gab es [...] auch Rainer Horbelt und den noch ganz jungen Klaus-Peter Wolf und Paul Karalus und Bulkowski (mit seiner Zeitschrift *Pro*).«

Damals hätten Horbelt, Detlef Marwig und er Aktionstexte für das Straßentheater verfasst und zur Aufführung ge-

² Diese Zahl nennt Horbelt im Klappentext seines Krimis *Die Tote in der Zisterne* (1999).

³ Im *Kellertheater Köln* gelangten 1967 das Sprechstück *Das Ereignis eines Autounfalls* und 1977 *Supermann spielt nicht mehr* zur Aufführung; in Gelsenkirchen 1968 das Stück *Straßentheater*.

⁴ Das Interview wurde vom Verf. im Oktober 2013 mit Frank Göhre geführt. Abdruck in: Günther Butkus (Hg.): Frank Göhre. Ein Buch der Freunde. Bielefeld 2013, S. 195-216.

bracht. In einer Zeit, in der in jeder Hinsicht viel los war: »In dem Jahr (1968) gab es [...] auch die Essener Song Tage. Da traten Frank Zappa, die *Fugs* aus New York und *Floh de Cologne* auf, harter und teilweise schräger Rock zu radikalen Agitationstexten. Und auf dem Gelände agierten und protestierten diverse Lehrlingsgruppen gegen die Ausbeutung der Bosse, des Kapitals. Da war ich voll dabei, [...] Mit Horbelt war ich seit unserer Bekanntschaft in der *LWG* eng befreundet. Wir hatten die gleiche Haltung und Meinung zu Fragen der Gesellschaft, der Politik und Kultur. Er studierte an der Filmhochschule München und *Einer spinnt immer* wurde sein Abschlussfilm. Es gab kein richtiges Drehbuch. Ich habe einen Pop-Literaten gespielt, der jungen Mädchen irgendwelche Sprüche auf den nackten Bauch kritzelt und auch noch andere Aktionen auf der Straße – mit schulterlangem Haar und John Lennon-Brille. War witzig und wurde dann auch Teil des Films von Horbelts *Kunst auf Kohle*.«

Über das soziokulturelle Umfeld resümiert Göhre: »Von Ende der Sechziger bis Anfang der Siebziger war für mich die aufregendste Zeit. Da war ich rund um die Uhr aktiv. Tagsüber als fest angestellter Buchhändler in Köln und dann in Bochum. In der Bochumer Buchhandlungen Lesungen mit Hugo Ernst Käufer, Werner Streletz und Ernst Meister organisiert, Ausstellungen und Buchpräsentationen. Im Keller der Buchhandlung Literatur der alternativen Szene ausgestellt und angeboten. Abends entweder Lehrlingsgruppe oder politische Aktionstreffen. Eigene Lesungen im *Club Liberitas* Bochum, wo ich mit Ralf Hütter (*Kraftwerk*, damals noch *Organisation*) auf der kleinen Bühne gestanden habe. Texte zu Elektro-Beat. Und schließlich immer wieder rüber nach Bottrop zu Biby Wintjes und mit ihm und Volker W. Degener den ersten *Szene Reader* zusammengestellt. Volker war der mehr Solide, Biby und ich die ›Ausgeflippten‹. Wir haben uns mit AN 1 (Tablet-tendroge) und Cola/Asbach aufgepuscht, Gras geraucht

und die einzelnen Seiten layoutet und getextet. In Bottrop ging ja die gesamte bundesdeutsche Alternativszene ein und aus. Da stapelten sich zig Flugschriften, Zeitschriften und Bücher und Biby machte den Vertrieb. Wir haben bestenfalls ein bis zwei Stunden gepennt, dann musste ich wieder in die Buchhandlung und Biby zu Krupp. Da arbeitete er als Programmierer. Also: Tagsüber die solide Arbeit, abends und nachts die ›Gegenkultur‹. Am Wochenende geschrieben.« An anderer Stelle des Interviews erwähnt Göhre gemeinsame Lesungen in »Volkshochschulen oder auf der Straße, im Bahnhof und ihm Kaufhaus. Immer nach dem Motto: Ran an die Leute, Literatur pur und direkt!«

Der genannte Klaus-Peter Wolf – heute ein bekannter Krimiautor – porträtierte Horbelt auf seiner Homepage unter der Überschrift *Die literarischen Anfänge in Gelsenkirchen* wie folgt: »Rainer Horbelt war ein Vollblutautor und ständig unter Strom. Obwohl er wirklich hart und viel arbeitete und im Grunde recht erfolgreich war, immerhin wurden seine Bücher gedruckt und seine Filme gesendet, litt er ständig unter Geldmangel. Einmal war ich dabei, als in seiner Wohnung das Telefon abgedreht wurde, er erwartete aber einen wichtigen Anruf, der genau die Geldprobleme beheben sollte. Es tat ihm weh. Er fühlte sich ungeliebt von der Stadt (Gelsenkirchen) und von vielen Kollegen. Er war sehr verletzlich und konnte harsch und aufbrausend sein. Leider hatte er meist recht, wenn er verbal austeilte, trug es aber oft so vor, dass es schwer war, danach wieder ›normal‹ miteinander umzugehen. Er lebte in ständigem Krieg mit vielen Menschen, weil er alles persönlich, viel zu persönlich nahm. Das hat ihm oft sehr geschadet. Wir haben gemeinsam das Theaterstück *Supermann spielt nicht mehr mit* geschrieben, das dann im Kellertheater Köln uraufgeführt wurde und mehr als hundert Mal gespielt wurde. Gleichzeitig sollten auch die Proben zu seinem Stück *Spielmaschine* beginnen. Er war glücklich, zwei Stücke gleichzeitig an einem Theater. Unser Kinderstück und

dann *Die Spielmaschine*, mit der er – das hoffte er heimlich – Theatergeschichte schreiben würde. Während einer Probe erfuhr er vor allen Schauspielern, dass sein Stück *Die Spielmaschine* noch vor der Uraufführung abgesetzt worden war. Er brach innerlich fast zusammen, setzte sich zur Wehr, tobte. Ich habe damals mit ihm gelitten und sehr gespürt, woher seine vielen Wunden kamen. Auf der Rückfahrt von Köln nach Gelsenkirchen schwieg er lange, dann sagte er mir, ich solle mir das noch tausendmal überlegen, ob ich wirklich freier Autor werden wolle. »In Deutschland kriegst du nur in die Presse. Du mußt durch eine Phalanx von Verhinderern in Sendern, Verlagen und Theatern. Die meisten wollten selbst Künstler werden, haben es aber nicht geschafft, weil das Talent nicht reichte oder sie hatten Schiss vor dem vogelfreien Leben und sind irgendwo in der Branche untergekrochen, wo man ihnen ein warmes Pöstchen angeboten hat. Diese Typen werden Dir nie verzeihen, dass Du bist, wie Du bist. Du dürftest eigentlich gar nicht existieren, Du bist ein Putschversuch gegen ihr Leben. Deshalb werden sie Dir Schwierigkeiten machen. Sie lassen nur das Mittelmaß an sich vorbei, dann können sie immer heimlich grinsen und denken: das kann ich auch. Vermutlich sogar besser.« Im meinem späteren Berufsleben als Autor habe ich oft an ihn gedacht, wenn ich frustriert Redaktionen oder Verlagshäuser verließ. Wie so oft hatte er auch damals Recht. Er übersah nur, dass es auch die anderen gab, die Förderer. Er ist viel zu früh und weit weg von Gelsenkirchen gestorben.«⁵

Als dritter Zeitzeuge soll Hugo Ernst Käufer zu Wort kommen, »Vater« der *LWG* und Entdecker vieler junger Talente aus Gelsenkirchen und Umgebung: »Kennengelernt habe ich Rainer Horbelt Ende der 60er Jahre kurz nach Gründung der *Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen*, die bis Anfang der 80er Jahre das literarische Geschehen

⁵ Siehe: <http://www.klauspeterwolf.de>.

nicht nur in Gelsenkirchen, sondern darüber hinaus bundesweit mit ihren unorthodoxen Aktivitäten (Lesewettbewerbe, begleitet von Jazz und Dixieland, Lesungen auf der Straße, im Bahnhof, in Kirchen, Jugendheimen, Fabriken, Zechen u. ä.) belebt, ja entscheidend mitgeprägt hat. Rainer Horbelt, der bei diesen zahlreichen Veranstaltungen aktiv mitgewirkt hat und als Diskussionsleiter oft in Erscheinung getreten ist, gehörte [...] zu jenen jungen Schriftstellern, die – stark beeinflusst von der 68er-Bewegung – fest daran glaubten, dass Literatur im gesellschaftlichen und politischen Leben etwas zum Positiven hin verändern könne. Die radikalen Thesen von Max Horkheimer und Herbert Marcuse bezüglich der Erkenntnis der gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge waren ihnen wichtiger und überzeugender als jede Literaturästhetik überkommener Provenienz.⁶

Die von Käufer beschriebene politische Grundeinstellung behält Horbelt ein Leben lang bei. Sie findet sich in allen seinen schriftstellerischen Werken wieder. In einer Eigeninterpretation erklärte er im Autorenreader *Sie schreiben zwischen Moers und Hamm* (1974)⁷: »Literatur mißversteht ihre Rolle, wenn sie sich nur subjektiv äußert und sich nur an den eingestimmten Leser wendet. Literatur hat nicht länger das Privileg einer Elite zu sein. Als Produkt eines sowohl bewußten wie auch unbewußten künstlerischen Vorganges kann sie ein allgemeines Bewußtsein oder Unterbewußtsein treffen und so zu einer öffentlichen Angelegenheit werden. Literatur soll vorhandenes Bewußtsein nicht stärken, sondern sich gegen dieses wenden. Soll Literatur in diesem

⁶ Hugo Ernst Käufer: Nachwort, in: *Die Kinder von Buchenwald. Texte und Zeichnungen von Überlebenden. Zusammengestellt und bearbeitet von Rainer Horbelt*. Bielefeld 2005, S. 185-189, hier S. 185.

⁷ Hugo Ernst Käufer, Ernst Wolff (Hg.): *Sie schreiben zwischen Moers und Hamm. Bio-bibliografische Daten, Fotos und Texte von 43 Autoren aus dem Ruhrgebiet*. Wuppertal 1974, S. 81.

System überhaupt eine Rolle zu spielen haben, dann kann sie sich nicht indifferent bei schönheitlichen Formalismen aufhalten, dann muß sie eine neue Wirklichkeit schaffen, die sich distanziert von der Wirklichkeit des Konsums, des Egoismus und der physischen wie psychischen Ausbeutung. D. h. nicht ein qualitatives, im Formalismus steckenbleibendes Bewußtsein, sondern ein kritisches Bewußtsein. Ein Buch, das 3.000 Leute lesen und aufgrund dessen 30 von diesen ihre Position in unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit überdenken, war es wert, geschrieben worden zu sein.«

II

Horbelt wird 1944 in Wismar/Mecklenburg geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Gelsenkirchen (1955-1964) und dem Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte in Köln absolviert er eine Schauspielausbildung und legt 1968 seine Bühnenreifepfung ab. Er arbeitet als freier Journalist für verschiedene Zeitungen. Zugleich wird er ein »führender Vertreter der Protestbewegung, die mit zahlreichen Aktionen die Politisierung der Bürger vorantreibt und den eigenen Hunger nach Erfahrungen stillt«. ⁸ Von 1968 bis 1971 schließt er ein Studium an der Hochschule für Fernsehen und Film in München an. Anschließend ist er eine Zeitlang Lektor bei der *Hauptabteilung Fernsehspiel* des Bayerischen Rundfunks. In der Folgezeit arbeitet er als freier Autor, Schauspieler, Theater- und Fernsehregisseur sowie als Dozent für Medienwissenschaften. Er wohnte viele Jahre in Marl, sein eigentlicher Lebensmittelpunkt war aber Gelsenkirchen. Horbelts kreativer Fokus lag zunächst auf der Fernseharbeit. Zwischen 1968 und 1987 entstanden zahlreiche Fernsehfilme, Features, Beiträge fürs Schulfernsehen und Fernsehfilme für Kinder. Dem Medium, das ihn ernährt, steht er jedoch zunehmend kritischer gegenüber. In der Erzäh-

⁸ Grywatsch (Anm. 1), S. 144.

lung *Selbstbekenntnis. Aus dem Tagebuch eines Fernsehers* (aus *Schigolett*, 1977) und vor allem im Roman *Das Projekt Eden oder die große Lüge der Fernseh-Macher* (1984) bringt er dies unverhohlen zum Ausdruck (siehe unten).

Seine Abrechnung mit der Fernsehwelt führt zum »Berufsverbot« bei mehreren Sendeanstalten.⁹ »Und auch mit den städtischen Kulturpolitikern legt er sich an, als er 1985 Gelsenkirchen in einer pressewirksamen Aktion kurzerhand zur ›kulturfreien Zone‹ erklärt und entsprechende Ortsschilder aufstellt. Für die von ihm als ›Kulturverhinderer‹ bezeichneten gewählten Volksvertreter war er seitdem eine persona non grata. Gegen Ende der 1990er Jahre will sich Horbelt von den Sendeanstalten unabhängig machen und verfolgt den Plan der Einrichtung eines großen Medienzentrums in Gelsenkirchen, das als *Holly-Buer* durch die Presse geht. Tatsächlich gelingt es ihm, seine ›Traumfabrik‹ zu eröffnen und als Produktionsstätte für Bücher, Hörspiele und Filme sowie als interkulturelles Zentrum mit Galerie, Kulturbüro und Filmstudio einzurichten. Nach zwei Jahren allerdings muss er eine kapitale Pleite hinnehmen, was auch dazu führt, dass er seinen Wohnsitz von Marl in ein Gartenhaus in Herne verlegt.«¹⁰

Die nachfolgende, unvollständige Übersicht über Horbelts filmische Arbeiten zeigt vor allem die große Bandbreite seiner Themen: *Homo Volans* (1968) – *Worte und Musik* (1969) – *Bericht eines jugendlichen Sittenstrolches* (1970) – *Sprintorgasmik* (1970) – *Kunst auf der Kohle* (BR 1971) – *Das soziale Verhalten der Bewohner eines westdeutschen Dorfes in den Jahren 1961-1965* (1971) – *Wir lassen uns nicht für dumm verkaufen* (6 Folgen, SFB 1974) – *Vom Vor- und Nachmachen* (SFB 1974) – *So sein wie Kim* (1974) – *Der*

⁹ Gleichwohl finden sich in Horbelts Filmografie noch mehrere Arbeiten aus den Jahren 1986 und 1987, vgl. Gödden/Nölle-Hornkamp (Anm. 11).

¹⁰ Grywatsch (Anm. 1), S. 144.

ausgedachte Vater (SFB 1974) – *Der Klauer* (SFB 1975) – *Der Stadtschreiber von Bergen-Enkheim* (SFB 1975; HR 1975) – *Alltag und Hintergünde* (6 Folgen, SFB 1975) – *Die Zwangsjacke* (1976) – *Vom Schicksal der von Grund auf verkommenen Person Ursula Schmitz* (1976) – *Todesarten* (1971) – *Neue Freunde* (SFB 1976) – *Ein Karpfen soll geschlachtet werden* (SFB 1977) – *Ihr Wort will Werkzeug sein* (SFB 1977) – *Von jenen, die die Zeche zahlen* (1978) – *Wenn die Puppen tanzen* (1978) – *Von Piepen, Pinke und Penunze* (1979) – *Die Reise nach Valmy* (1979) – *Das Kartenhaus* (1979) – *Die Judenbuche* (1980) – *Der Tod des Wucherers* (1980) – *Ich bin ein Deutscher, kennt Ihr meine Farben* (1980) – *Mutter, häng' die Wäsche weg, die Komödianten kommen* (1980) – *Charlotte Birch-Pfeiffers theatralische Sendung* (1981) – *Geschichten von der Eisenbahn* (1981) – *Rubelos ziehst Du umher im Land* (1981) – *Kinder mit begrenzter Hoffnung. Das Beispiel Jürgen W* (1981) – *Berlin bei Nacht* (1982) – *Herrn Goethes mannigfaltige Verwicklung in eine Mordtat* (1982) – *Dr. med. Mathilde Wagner* (1982) – *Das Werk* (1982) – *Der Dialog* (1982) – *Kochen im Kriege* (1983) – *Der Spaßmacher* (1983) – *Zaubereien aus Wien* (1983) – *Der Müller und sein Kind* (1983) – *Fast ein Prolet* (1983) – *Nachricht von der wider Johan Christoph Krop eingestellten Untersuchung und dessen Verurteilung* (1984) – *Alles, was Recht ist* (1984) – *Trotzdem: wir leben* (1986) – *Mut zum Träumen* (1986) – *Lokalbesuche* (1986) – *Dortmunder Beton* (1986) – *Kanalfahrt* (1986) – *Residenzen an der Ruhr* (1987).¹¹

Ab Mitte der 1990er Jahre hat Horbelt mit seiner Lebensgefährtin und literarischen Partnerin Sonja Spindler (1935-2004) einen Zweitwohnsitz an der portugiesischen Algarve. Dort verbringt er regelmäßig die Wintermonate. Später

¹¹ Vgl. den Artikel *Rainer Horbelt* in: *www.autorenlexikon-westfalen.de*. Der Artikel stammt von Iris Nölle-Hornkamp und vom Verf.

lässt er sich hauptsächlich dort nieder. Es entstehen nun ganz andere Werke: populäre Reiseführer, Kochbücher, auch ein Golf-Führer. Sie erscheinen in der maßgeblich von Horbelt betriebenen, in Herne ansässigen *Edition Al Gharb*.

III

Mit *Der Platz* legt Horbelt 1969 seine erste Prosaveröffentlichung vor. Das düstere Zeitgemälde über Macht, Demagogie und inszeniertem Massenwahn erscheint in der von Hugo Ernst Käufer herausgegebenen Anthologie *Beispiele Beispiele* (s. Seite 5-10 dieses Lesebuchs). Vier Jahre später folgt mit *Die Zwangsjacke* Horbelts Romandebüt. Die Text-Collage zeichnet den Werdegang Hans Lenes' nach, der unter Anfällen von Geisteskrankheit leidet und deshalb von der Gesellschaft ausgeschlossen wird. Die Konzeption des Romans ist so neuartig und außergewöhnlich, dass Horbelt 1974 mit einem Literatur-Förderpreis des Landes NRW ausgezeichnet wird. »Unübersehbar ist, daß hier ein Filmschaffender schreibt, denn es werden Formen des Features und des Drehbuchs wirkungsvoll in den Text integriert. Aus Protokollen, Äußerungen, Urteilen und Beschlüssen fügt Horbelt ein beklemmendes Bild zusammen, das als Spiegel der sozialen bundesrepublikanischen Wirklichkeit mit ihrer Kälte und Unmenschlichkeit zu lesen ist. [...] Auch heute ist dieser verstörende Dokumentar-Roman mit seinen drastisch-entlarvenden Versatzstücken noch sehr lesenswert.«¹² Die Nähe zum Film wird noch dadurch verstärkt, dass der Journalist Wilfried Mack auftritt, der über Lenes' Schicksal einen Dokumentarfilm dreht und eine Zeitlang mit ihm zusammenlebt. Ein Teil von Lenes' tagebuchartigen Aufzeichnungen entsteht unmittelbar für das geplante Fernsehfeature, das auch in Horbelts Filmografie 1976 auftaucht.¹³

¹² Grywatsch (Anm. 1), S. 145f.

¹³ Vgl. Gödden/Nölle-Hornkamp (Anm. 11).

Neben Lenes' Aufzeichnungen fließen amtliche und persönliche Stellungnahmen in den Roman ein. Sie machen deutlich, dass Lenes nie eine wirkliche Chance hatte. Seine Kindheit und Jugend hat er in Heimen verbracht, die teilweise nicht von Heil- und Pflegeanstalten getrennt waren. Nachdem er 21-jährig aus der Psychiatrie entlassen worden war, verrichtete er Botengänge. Er wird jedoch 40 Mal entlassen, nachdem seine Arbeitgeber von seiner Vergangenheit erfahren haben. Lenes ist jedoch nicht nur Opfer. Er neigt zu kriminellen Handlungen, nimmt falsche Namen und Identitäten an und bedroht eine Frau mit einem Messer. Zuletzt ermordet er einen 69-jährigen Rentner und wird inhaftiert. Ein Psychiater bescheinigt ihm Unzurechnungsfähigkeit und grenzenlosen Hass auf die Gesellschaft. In der Psychiatrie wird er mit starken Psychopharmaka behandelt, die eine regulierende Wirkung auf ihn ausüben und eine Besserung andeuten. Besonders eindringlich wird das Protokoll seelischer Grausamkeiten, wenn Lenes aus der Innenperspektive berichtet, etwa über seine Ausbruchsgelüste. Seine Selbstdiagnose ist ohne Illusion. Ebenso seine zutreffende Einschätzung, dass ihn die Gesellschaft längst abgeschrieben habe, ihn als asozial abstempelt. Lenes' Alltag ist enervierend und größtenteils destruktiv:

Ihnen entkommen.
Weglaufen. Einfach weglaufen.
Irgendein Sprung, Sprung in den Hinterhof.
Geplatze Schädeldecke.
Das Fenster ist geschlossen.

Beim Leser hinterlässt der Roman ein verstörendes, irritierendes Gefühl. Hierzu tragen die stakkatohafte, verknappte Sprache und die einfließenden Passagen aus typischem Amtsdeutsch bei. Alles scheint akut gegenwärtig:

GERÄUSCHE
DAS GERÄUSCH EINER STRASSE; DAS NICHT
ABBRICHT
DAS GERÄUSCH EINES WECKERS
Schweigen. Was danach?
Immer, wenn ich so liege: Gedanken.
Worte, die sich bilden.
Ich habe keine Meinung.
Mack und so weiter
Häuser und so weiter
Gegenstände
Zum Beispiel: Ein Lesebuch
Leo – Lilli – Leni
O Lilli
Heini laufe rasch
Leo unten
Heini unten
Wo ist Leni
Nero sucht Leni
Stille sitzen. Den Kopf auf die Tischplatte legen.
Schweigen.
Stille stehen.

Hätte Lenes unter anderen Bedingungen eine Chance gehabt? Seine Mutter hat ihn vernachlässigt; er ist von Anfang an ein Außenseiter, der in Heimen aufwächst und kaum über soziale Kontakte verfügt. Geschlechtliche Liebe erfährt er nur zwanghaft und in Form von Gewalt. So durch eine Sozialfürsorgerin, die ihn zum Geschlechtsverkehr zwingt. Später wird er, wie erwähnt, wiederholt von seinen Arbeitgebern vor die Tür gesetzt, obwohl er seine Arbeiten offensichtlich ordnungsgemäß verrichtet hat. Der Roman *Die Zwangsjacke* wirft Fragen auf, die unbeantwortet bleiben. Der Leser ist gefordert, sich selbst ein Bild zu machen. Er wird nicht durch einen harmonisierenden Romanschluß »entlastet«. Mit traditionellen Romanen

hat die von Horbelt gewählte spröde, mit größtmöglicher Distanz operierende Textkomposition nichts gemein. Horbelt fand für ein gesellschaftliches Tabuthema eine eigene Sprache, die, zumindest teilweise, unter die Haut geht. Der dokumentarische Charakter des Werks wird am Ende noch einmal herausgestellt, wenn der Autor selbst im Roman vorkommt: »Auch wird gegen den Schriftsteller Rainer Horbelt keine Anschuldigung zu erwarten sein, ebenfalls keine Schadensersatzforderung von seiten des Lenes bzw. ein Zivilprozeß über Urheberrechts- und Persönlichkeitsrechtsfragen an diesem Buche, da nicht zu erwarten ist, daß Hans Lenes noch einmal dazu kommen wird, seine Rechte wahrzunehmen.«

IV

Horbelt's Roman zeigt paradigmatisch die damalige Suche junger, progressiver Autoren nach neuen, unverbrauchten literarischen Formen. Oft geht diese mit filmähnlichen »Cuts« einher. Wie bei Frank Göhre dominiert auch beim »frühen Horbelt« ein radikal reduzierter und distanzierter Stil, der sich an angloamerikanischen Vorbildern orientierte. Der damaligen deutschen Gegenwartsliteratur eines Walser, Grass oder Handke schenkte man hingegen nur wenig Aufmerksamkeit. Horbelt's frühes Schaffen versinnbildlicht in dieser Hinsicht den Ausbruch der Ruhrgebiets-Literatur aus verkrusteten Strukturen. Mit der *Gruppe 61*, die nur wenige Jahre zuvor bundesweit mit ihrer Forderung, Literatur müsse sich der Wirklichkeit der Arbeitswelt zuwenden, für hohe Aufmerksamkeit gesorgt hatte, verbinden Horbelt keine Gemeinsamkeiten. Ebenso wenig wie mit der damals populären *Werkstatt Literatur der Arbeitswelt*, die ihre Hauptaufgabe darin sah, Arbeiter zum Schreiben zu animieren.

Der Roman *Die Zwangsjacke* erlebte im Kölner Verlag Braun 1978, fünf Jahre nach der Erstausgabe im Düsseldorfer Concept-Verlag, eine Neuauflage. Bei Braun er-

schienen – nach zwei Sachbüchern für Kinder: *Thema Massenmedien* (1974); *Zur Sache. Polizei, Bundesbahn, Krankenhaus* (1975) – auch die beiden nächsten belletristischen Arbeiten Horbelts, der Erzählband *Schigolett. Erzählungen aus einer schwarzen Welt*. (1977) und *Geschichten vom Herrn Hintze* (1978).

Die damalige Autorenszene des Ruhrgebiets setzte große Hoffnungen in den Braun-Verlag, der von einer Art Autorenkollektiv geführt wurde. Jeglicher Optimismus wurde jedoch enttäuscht, ja, endete im Desaster, wie Klaus-Peter Wolf berichtet, der von dreizehn Autoren zum Geschäftsführer »des ersten wirklich autoreneigenen Verlages der Bundesrepublik«¹⁴ ernannt worden war: »Leider übernahm der Verleger Helmut Braun sich und ging pleite. Klaus-Peter Wolf versuchte mit dreizehn anderen Autoren, den Verlag zu retten. Sie gründeten eine Art Auffang GmbH, in der nur Schriftsteller Einleger werden durften. Niemand anderes sollte Stimmrecht erhalten. Es sollte der erste wirklich autoreneigene Verlag der Bundesrepublik werden, und natürlich sollte ein Autor diesem Verlag vorstehen: Klaus-Peter Wolf. Zunächst sorgte der Verlag für viel Wirbel in der Branche. Er war die ›Rakete auf dem Buchmarkt‹ (*Die Zeit*). Klaus-Peter Wolf wurde zum ›Aufsteiger der Woche‹ (*STERN*). Zahlreiche Künstler unterstützten das Unternehmen. So spendierte der legendäre Holzschneider HAP Grieshaber einige Originalholzschnitte, andere Künstler gaben Geld oder standen mit Bürgschaften zur Seite. [...] Ich führte den Verlag wie ein Geisteskranker. Kein Wunder, dass ich nach 13 Monaten wieder pleite war. Ich war

¹⁴ So Klaus-Peter Wolf in: *Nachwort* zu Max von der Grün: *Späte Liebe*, Bielefeld 2010, S. 249. Weiter heißt es dort: »Wir wollten mit dem Literarischen Verlag gegen die Bertelsmänner antreten und all den großen Buchfabriken zeigen, wie man richtig spannende Literatur macht. Leider überschätzten wir uns und unsere Fähigkeiten und ich musste dreizehn Monate später Konkurs anmelden« (ebd. S. 249f.)

25 und hatte 2,7 Millionen in den Sand gesetzt. Geld, das mir nicht gehörte.«

V

Schigolett besteht aus vier Erzählungen, von denen zwei in das vorliegende Lesebuch aufgenommen wurden. Die erste Story, *Verdeutsch. Rede des Generals Mc Arthur*, handelt von einem Ex-General Balbeck. Der einstige Nazi-Schergen ist inzwischen – nach 48 Jahren »Dienst für das Vaterland« – vom Tode gezeichnet. Er bereitet sich auf seinen letzten großen Auftritt vor: eine Rede anlässlich einer ihm zu Ehren veranstalteten Festversammlung. In dieser Rede rekurriert er immer wieder auf die vermeintliche Größe deutschen Helden- und Soldatentums. Gebetsmühlenartig fallen die Worte »Pflicht, Ehre, Vaterland«. Balbeck betreibt maßlose Geschichtsklitterung (»Sich reinwaschen von den Lügen der Geschichtsschreibung, Lügen von Zahlen der vergasten Juden, Lügen in den Erzählungen ihrer Väter und Großväter, Lügen über Mordbefehle deutscher Offiziere, Lügen, Lügen, Lügen«). Nach anfänglicher Irritation ertönt donnernder Applaus der Zuhörer: »Aus hundert Kehlen Begeisterung. Fanatische Begeisterung in den Gesichtern. Der Wille zu folgen.«

In weiteren Szenen (in einem Interview mit einem milchbubihafte Journalisten; bei einem Kaminabend mit Gleichgesinnten und Wagner-Musik) lässt der Ex-General weitere nationalpatriotisch vergiftete Parolen folgen. Er glaubt noch immer an den Endsieg und hat einen Plan zur »Bekämpfung des inneren Feindes« ausgearbeitet. In der nächsten, absurden Szene spielt Balbeck mit Spielzeugfiguren Krieg und schmettert sein Glasauge und seine Plastik-Armprothese aufs Spielfeld. Mit dem Wort »Sieg« auf den Lippen bricht er tot zusammen. Im Nachwort schildert Horbelt einen authentischen Fall. Dem Dozenten einer amerikanischen High School war es nach kurzer Zeit durch autoritären Drill gelungen, seine Studierenden zu fanati-

schen Mitläufern zu machen, die absoluten Führergehorsam an den Tag legten.

Die zweite Erzählung *Arbeitseinsatz* entwirft ein apokalyptisches Zukunftsszenario. Menschen sind zu bloßen Arbeitsmaschinen degradiert. Ihr Alltag besteht aus stereotypen Routinen und stupiden industriellen Tätigkeiten, die von Brigaden überwacht werden. Um die Arbeitsmoral hoch zu halten, ist täglich ein eineinhalbstündiger Filmkonsum gestattet. Männern werden fließbandähnliche Bordellbesuche gewährt. Als einziges privates Refugium sind den Menschen ihre Träume geblieben. Der Protagonist der Erzählung träumt immer wieder davon, einmal im Leben frei zu sein. Als er beim Mittagstisch ein Messer entwendet und ihm dieses beim Marsch mit der Brigade aus der Kleidung fällt, wird er sofort erschossen. Beim Sterbenden löst dies zumindest einen Moment lang die befriedigende Suggestion aus, einen Akt der Freiheit begangen zu haben. Horbelts Erzählung ist – ganz im Stile George Orwells – die Parabel auf eine Gesellschaft, die zum willenlosen Werkzeug autoritärer Machthaber und eines totalen Überwachungsstaates geworden ist. Die Massenmedien haben hieran unmittelbaren Anteil.

Die Titelgeschichte *Schigolett* ist eine bitterböse, schwarze Satire auf einen korrupten Kunstbetrieb, der nach immer neuen Sensationen giert und dem jedes Mittel recht ist, seinen Profit zu vermehren. Einem karrierelüsternden Galeristen gelingt es, den bereits halbdebilen, 72-jährigen Künstler Letkiewicz, ein sauerländischer »Waldgnom«, der grobe, überlebensgroße Holzfiguren schnitzt, zum Star zu machen. Um die Preise für dessen Schnitzereien in die Höhe zu treiben, ersinnt er einen Mord an Letkiewicz. Hierfür heuert er den zwielichtigen Schigolett an. Und es funktioniert: Letkiewicz wird postum zum Megastar, dessen Arbeiten sechsstellige Summen erzielen. Und alle spielen mit: Politik, Medien, die Kunstmafia. Als der Plan aufkommt, einen Film über Letkiewicz' Tod zu drehen, spielt

ausgerechnet der für unschuldig gehaltene Schigolett den Mörder. Eine zusätzliche Wendung erhält die Geschichte, als Schigolett dem Galeristen seine Hände als Kunstwerk anbietet, worauf jener sofort eingeht. Unter den Augen von 500 Millionen Fernsehzuschauern werden Schigoletts Hände und weitere Gliedmaßen amputiert – ein zusätzlicher Thrill für Heerscharen begeisterter Zuschauer...

Auch *Selbstbekenntnis*. Aus dem *Tagebuch eines Fernsehers* ist eine Abrechnung mit den inhumanen Machenschaften der Medienindustrie. Das Erzähler-Ich hat sich, frustriert über die allgegenwärtigen Manipulationen im Filmgewerbe, vollständig von der Gesellschaft zurückgezogen. Er war von seinem Berufsverband aufgefordert worden, für das Fernsehen zu arbeiten, dem seit Jahren geeignete Autoren fehlten. Die nachfolgende längere Passage ist autobiografisch geprägt: »Gegen die ›Überalterung‹ der Fernsehschaffenden mußte etwas getan werden. Nun, man kennt diese Sprüche: keine Stoffe, Autorenarroganz, Reiz der hohen Fernsehga- gen... Vorwände, einzig dem Ziel dienend, trotz eines riesigen Verwaltungsapparates überhaupt noch Programm produzieren zu können. Der Versuch einer – nennen wir es einmal – kreativen Tätigkeit, wieder einen gewissen Freiraum zu verschaffen. Ich habe mich damals diesem Ruf nicht verschlossen. Warum sollte nicht auch ich für das Fernsehen schreiben. Schließlich ist man ja den Zensurmechanismen auch in anderen Sparten unseres Berufes ausgesetzt. Es macht also keinen großen Unterschied. Man machte mir dann von Seiten einer Fernsehanstalt das Angebot, für aktuelle Sendungen zu schreiben. Zunächst, quasi als Einstieg, sollte ich für die täglichen Nachrichtensendungen Texte ausarbeiten, Ideen entwerfen, neue Problemfälle entwickeln helfen. Später sollte dann meine Arbeit den wöchentlichen politischen Magazinsendungen gewidmet sein. [...] Es soll hier nicht über andere Umstände berichtet werden, die mich im Zusammenhang mit diesem Fernsehsender erschreckten. Über Korruptionsgeschichten,

die lachend von den Mitarbeitern während des Mittagessens in der Kantine erzählt wurden. Bestechung, das gehörte hier zum alltäglichen Gesprächsstoff, und jeder brüstete sich mit der Höhe der Summen, die er von »dummen« Autoren, von Filmfirmen, Industriekonzernen und anderen Interessierten kassiert hatte. Es soll auch nicht über die Intrigen berichtet werden, denen man ausgesetzt ist, wenn man in einer Sendeanstalt arbeitet, wenn man hier sein Geld verdienen will. Nicht über die beeindruckende Verwaltungsapparatur, über Produktionsbedingungen, über den Dilettantismus der Programmierer und die Unsummen von Geldern, die hier ausgegeben werden. [...]« Was den Ich-Erzähler vor allem empört und schließlich in Krankheit und Autismus treibt, ist die Skrupellosigkeit, mit der Fernsehbilder manipuliert werden. Berichte aus Krisen- und Kriegsgebieten werden, um Kosten zu sparen, mit Komparsen und Darstellern nachgestellt: »In den Studios der Hauptstadt drehte ein Co-Regisseur lediglich mit Hilfe elektronischer Trickverfahren die Kommentare der Korrespondenten, die direkt aus dem Kampfgebiet berichten sollten. Schöne Einstellungen, die den Anschein erweckten, als ständen die Korrespondenten mitten im Kugelhagel. [...] Auch Feldlazarette, die Büros der Befehlshaber, Zeltlager und andere kleinere Schauplätze waren im Studio aufgebaut.« In ähnlicher Manier sei eine Geiselnahme eigens für das Fernsehen inszeniert worden. Gesteuert sei all dies nicht zuletzt durch die Industrie: »[Ein] Touristikunternehmen läßt einen Umsturz in einem südamerikanischen oder einem Mittelmeerland inszenieren, um sein Urlaubsgeschäft dort mit neugierigen Ferienreisenden zu beleben. Oder eine Wirtschaftskrise wird proklamiert, und in den Wochen, die auf den Bericht folgen, wird die Tabakwaren-, die Spirituosen- und die Arzneimittelindustrie verstärkt für Narkotika werben und auf diesem Sektor den Konsum anheizen. Die Möglichkeiten sind ungeheuer vielfältig. Diese Aktionen zeichnen sich aus durch eine perfekte Pla-

nung und Zeiteinteilung. Im Sommer finden nur Kriege in warmen Gebieten der Erde statt. Der Winter wird mit spektakulären Bergbesteigungen im Himalaya-Gebiet und Werbung für Zeltausrüstungen verbunden.« Solche Erfahrungen führen beim Erzähler zu der paradoxen Schlussfolgerung, nur noch das zu glauben, was der Fernseher zeigt (»Das, was für mich im Fernseher abläuft, ist für mich wirklich«).

VI

Der Erzählband *Geschichten vom Herrn Hintze* (1978) zeigt eine weitere Schreibfacette Horbelts. Der Band lehnt sich an Brechts *Geschichten vom Herrn Keuner* an – eine Analogie, auf die durch ein vorangestelltes Zitat aus Brechts Sammlung hingewiesen wird. In der Figur des »Herrn Hintze« zeigt Horbelt das Urbild eines skrupellosen Kapitalisten, der bei seinen Geschäften nicht nur buchstäblich über Leichen geht (vgl. die Geschichte *Herr Hintze leistet Entwicklungshilfe*) und dem nichts fremder ist als Selbstkritik. Sein Wahlspruch lautet »Geld ist geprägte Freiheit« (ein Leitspruch, der auch in *Das Projekt Eden* begegnet). Hintze ist ein Textilfabrikant, der nach dem Krieg durch Schwarzmarkt-Spekulationen den Grundstock für sein späteres Imperium legte. Bei der Justiz kommt Hintze immer wieder ungeschoren davon, er kennt und nutzt jede sich ihm bietende Schliche. In der Stadt nimmt er eine prominente Stellung ein, gilt als Saubermann. Auch die Politik gewährt ihm Narrenfreiheit. Von seiner Position macht Hintze ausführlich Gebrauch. Etwa wenn er eine Zechensiedlung aufkauft und die Anwohner mit falschen Versprechungen über eine preisgünstige Sanierung täuscht, um sie anschließend, unter dem Deckmantel des Denkmalschutzes, finanziell über den Tisch zu ziehen. Hintze geht gewohnheitsmäßig nach Gutsherrenart vor. Kommt ihm dabei jemand in die Quere, wie der Lokalredakteur Sollick, der über dubiose Machenschaften in seiner Firma berichtet, stellt er ihn

auf seine Weise kalt. Als es zum Schluss dennoch hart auf hart kommt und Hintze wegen Wirtschaftskriminalität in Untersuchungshaft gerät, verläuft das Verfahren erwartungsgemäß im Sande – erneut helfen Freunde aus dem Rotary- und Tennisclub. Horbelts *Hintze*-Geschichten sind Aufklärungstexte in bester sozialer Erzähltradition. Sie sind auf den Punkt genau konzipiert. Dabei stehen der vermeintlich objektive Berichtton und die harmlosen Überschriften in krassem Widerspruch zum mitgeteilten Inhalt. Horbelt will – auch durch diese Dialektik – den Leser aufrütteln, ihn zum Widerstand anstacheln und zu kritischem Denken anregen.



Mit Lebens- und literarischer Partnerin Sonja Spindler

VII

Eine wiederum andere Schreibfacette weist der Band *Bürokrats, wir kommen!* (1983) auf, der erste Band, den Horbelt gemeinsam mit in seiner langjährigen Lebensge-

fährtin Sonja Spindler verfasste. Jene stellt sich wie folgt vor: »1935 aus Angst vor den ›Bürokrats‹ im Wohnwagen geboren, Tochter einer Zirkus-Familie, war schon als Kind im Schausteller-Gewerbe dabei. Die Ablehnung von Bürokratie liegt ihr also quasi im Blut. Ausbildung im Hotelgewerbe, von 59 bis 63 einziges weibliches Mitglied einer Jazz-Combo, Besitzerin gastronomischer Betriebe, seit 73 wissenschaftliche Assistentin und Marionettenbauerin, zieht jetzt an den Fäden der ›Bürokrats‹.«

Der Buchtitel *Bürokrats, wir kommen!* ist eine Warnung, ja, eine Drohung – analog zum Untertitel *Tips & Tricks zum Ärgern der deutschen Beamtenseele*. Weiterhin verspricht das Cover »Da lacht das Herz, der Große Bruder wundert sich«. Das Lachen bleibt dem Leser freilich schnell im Halse stecken. Denn es wird ihm bei der Lektüre klar, in welchem Maße er Opfer einer alles überwuchernden, selbstgefälligen Bürokratie ist, der es nur um Beförderungen und Höhergruppierungen geht. Ihre ureigenen Aufgaben nehmen die »Bürokrats« nur höchst widerwillig wahr; der Umgang mit Bürgern ist ihnen lästig – der deutsche Beamte ist, so Horbelt/Spindler, sich selbst genug.

Bürokrats, wir kommen! ist alles andere als harmlos. Das Buch, das es auf eine zweite Auflage brachte, ist eine Anstiftung zum systematischen Ungehorsam. Man soll, man muss sie quälen, die Bürokrats, so, wie sie uns quälen, lautet die Botschaft. Hierzu gibt das mit satirischen Comics illustrierte Büchlein jede Menge Tipps, die von subversiver Unterwanderung qua Nonsens-Briefe über das permanente Einlegen von Widersprüchen bis zu dem führen, was »Bürokrats« gar nicht mögen: persönliche Besuche in ihrer Amtsstube.

Bürokrats, wir kommen! ist bereits ein halbes Sachbuch, das mit reichlich statistischem Material aufwartet. Der Band fußt auf langjährigen Recherchen und führt an zahlreichen authentischen Beispielfällen das unsinnige und überdies geldverschwenderische Tun eines aufgeblähten

Beamtenapparats vor Augen – das heutige *Schwarzbuch des Bundes der Steuerzahler* wird vorweggenommen. Der Sparte »Sachbuch« bleibt Horbelt bei seinen weiteren Veröffentlichungen treu.

VIII

Horbelts bei weitem umfangreichster Roman erscheint im Jahr darauf: *Das Projekt Eden oder die große Lüge der Fernseh-Macher* (1984). Es handelt sich um eine nahezu unverschlüsselte Abrechnung mit öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten und den dort praktizierten, von Politik und Industrie diktierten Zensurmaßnahmen. Dem Leser verschlägt es schier die Sprache über die Parallelwelt »Medienanstalt« und die dort herrschenden Praktiken, die eine kritische Berichterstattung kaum noch möglich machen. Dies bekommt der freie Filmmaker Semnureis alias Horbelt zu spüren. Enthüllungsjournalismus, wie er ihn erfolgreich praktiziert, ist nicht mehr gefragt, stattdessen Wohlfühlfernsehen, das selbst bei Kriegsberichterstattung auf Hintergründe verzichtet und lieber in Marlboro-Manier »Freiheit und Abenteuer« inszeniert. Als der Sender Semnureis' kritischen Beitrag über das *Projekt Eden* ablehnt, kommt es zum Eklat, der im Klappentext wie folgt rekapituliert wird: »Im Januar 1979 fällt Rainer Horbelt ein Zeitungsartikel in die Hände, in dem ein Szenarium entworfen wird, wie eine Familie in Europa in hundert Jahren leben könnte. Ein Thema für einen Fernsehfilm. Der Sender Freies Berlin beauftragt Horbelt, ein Drehbuch herzustellen, und der beginnt mit Recherchen. Er befragt Wissenschaftler: Futurologen, Konsum- und Verhaltensforscher, Ingenieure, die sich mit den Medien der Zukunft beschäftigen [...] Der ursprüngliche Stoff erweitert sich zu einem Buch über die Medienwelt des Jahres 2084, in der die Menschen, nur noch per Kabel mit der Außenwelt verbunden, ihre Wirklichkeit über den Bildschirm erfahren. Ein Thriller über die Machtgier der Konzerne: In einem Berliner Institut läuft

das PROJEKT EDEN an, der Auftrag eines Medienkonzerns. Man will unter optimalen Testbedingungen erforschen, wie das Alltagsleben in hundert Jahren aussehen und welchen Einfluß Massenmedien darauf haben könnten. Eine »Durchschnittsfamilie« soll ein Jahr lang unter Beobachtung der Wissenschaftler in einer eigens für sie gebauten Wohneinheit leben, vollkommen abgeschottet, mit der Außenwelt nur über eine Telekommunikationseinheit verbunden. Der an dem Test beteiligte Fernsehjournalist Semnureis erfährt von den Planungen, die mit dem PROJEKT EDEN verbunden sind, und beginnt, das Unternehmen zu torpedieren. Als Horbelt das Drehbuch zu einem satirisch gemeinten Film dem SFB 1983 vorlegt, bemerken auch die Fernsehbürokraten, wie aktuell und wie brisant dieses Thema ist. Noch nie hatte jemand so konsequent zuende gedacht, was die Einführung der sogenannten »neuen Medien« für unser aller Leben bedeuten wird. Man versucht, Horbelt zu Änderungen zu veranlassen, Zensurmechanismen werden in Gang gesetzt, finanzielle Druckmittel zur Anwendung gebracht. Da alle diese Mittel nicht greifen, wird vier Wochen vor Drehbeginn die Produktion gestrichen und aus dem Programm genommen. Horbelt wird eine Ersatzproduktion angeboten. Als er auch hier nicht den Normen, die die Institution ihm setzt, genüge tut, wird er mit Berufsverbot belegt. Horbelt hat in dieser Zeit, in den Jahren 1983 und 1984, Tagebuch geführt, hat seine Erlebnisse niedergeschrieben. Das ist der Rahmen seines Romans. Schonungslos legt er die Funktionsmechanismen der Fernsehanstalten offen, nennt die Fernsehbürokraten beim Namen, die in ihrer Mehrheit dumm und phantasielos sind: korrupte und autoritätsgeile Apparatschiks der Medien-Apparate. Horbelt hat die Macht der Fernsehmacher am eigenen Leibe gespürt. Sein ist die Rache.«

Nicht nur über das *Projekt Eden* kommt es zum Streit. Auch Semnureis' Beitrag über einen in Lemgo spielenden

Kriminalfall aus dem 18. Jahrhundert mit jüdenfeindlichem Hintergrund wird auf Betreiben der Stadt und politischer Bedenkenträger sabotiert.

Die Schwäche des Romans – mangelnde, offensichtlich »unverarbeitete« Distanz zum realen Geschehen – ist auf der anderen Seite seine Stärke. Denn hier werden Missstände nicht »weichgespült« und somit verharmlost, sondern offen ausgesprochen und mit Namen verknüpft – vor allem im »historisch-kritischen« Anmerkungsapparat, bei dem freilich – wohl aus der Befürchtung vor juristischer Verfolgung – Manches im Konjunktiv ausgedrückt wird. Doch auch so ist das Mitgeteilte überaus brisant: Etwa die Ausführungen über die Nazi-Vergangenheit der FDP, die Wiedereinsetzung politisch belasteter Personen in hohe Staatsämter oder als hochbezahlte Funktionsträger in Rundfunkanstalten (auch die Gehälter werden konkret benannt), der Größenwahn offensichtlich unfähiger Intendanten, deren enorme Geldverschwendung für unsinnige Programmreformen, eine mehr als laxen Arbeitsmoral bei den Redakteuren, die mit allseits geduldeter Bestechlichkeit einhergeht und und und. Das Hauptthema des Buchs aber bleiben die Anstrengungen von Industrie, Politik und Medien, den Bürger zu entmündigen und ihn zum willenlosen Konsumenten und Parteigänger zu machen. Bei dem geschilderten Medienexperiment nimmt man selbst Todesfolgen in Kauf. Eine regelrechte Mafia hat sich zusammengetan, um die profitable Zukunftsvision zu verwirklichen. Ihr gehört auch der vom Wahnsinn getriebene Zukunftsforscher Frank N. Stein (eine Entlehnung aus Wolfgang Körners *Nowack-Roman*) an. Was immer an Manipulationen (unter Zuhilfenahme technischer Möglichkeiten) machbar ist, wird zum Einsatz gebracht. In dieser Hinsicht beweist Horbelt geradezu hellseherische Fähigkeiten. *Big Brother-Containerleben*, das erst 15 Jahre später ins Fernsehen kam, wird ebenso vorweggenommen wie Computerspiele- und

Internet-Sucht¹⁵, die den Menschen vollständig von sich und seiner Umwelt entfremden. Auch gezielte Abhörmethoden werden transparent gemacht – der NSA-Skandal lässt grüßen. Die von Horbelt beschriebenen Szenarien sind längst von der Wirklichkeit eingeholt worden.

Projekt Eden ist ein komplex gebauter Roman mit mehreren Erzähl- und Handlungssträngen – Episoden aus Drehbüchern, zahlreichen Perspektivwechseln, Selbstzitatzen des Autors (vor allem aus dem *Tagebuch eines Fernsehers aus Schigolett*) und dem erwähnten Anmerkungsapparat. »Urheber« der Aufzeichnungen, die über einen Dritten, den Juristen und Notar Walter Beisenkötter, öffentlich gemacht werden, ist ein Schriftsteller, der unter dem Pseudonym »Don Sensburg« auftritt. Sein Manuskript wurde vermeintlich vor der Veröffentlichung von einem Prof. Dr. Friedwart Baselowsky, Darmstadt, begutachtet, kommentiert und sogar (vom Autor aus gedacht selbstironisch) kritisiert: »Ohne eine literaturkritische Wertung vorzunehmen, muß doch gesagt werden, daß es sich bei dem Tagebucheil um eine (meines Erachtens) recht willkürliche Mischung aus Fakten und Fiktion handelt. [...] Zusätzlich stören Plattheiten, überflüssige Leserbelehrungen, undifferenzierte ›Rundschläge‹ allgemeine Empörung, die ins Leere stößt.« Das sind Verschachtelungen und Mystifizierungen fast schon E.T.A.-Hoffmann'scher Manier.

Erwähnenswert ist überdies, dass in *Projekt Eden* zahlreiche Personen des literarischen Lebens vorkommen, mehrfach etwa der genannte Dortmunder Autor Wolfgang Körner, der ebenfalls unter den Machenschaften des Medienbetriebs leidet und Kompromisse erdulden muss.¹⁶ Zu solchen Zu-

¹⁵ Bei Horbelt fällt der Begriff Internet noch nicht. Stattdessen ist von BIGFON die Rede.

¹⁶ Eine Nebenepisode des Romans beschäftigt sich beispielsweise mit Wolfgang Koeppen. Horbelt hatte über ihn das Fernsehfeature *Der Stadtschreiber von Bergen-Enkheim* gemacht, das im SFB und HR ausgestrahlt wurde (jeweils 1975).

geständnissen ist Semnureis alias Horbelt jedoch nicht bereit. Es gehe ihm, wie er sagt, um Selbstachtung. Da er die Provokationen des Senders nicht widerspruchlos hin-nimmt, kommt es, wie es kommen muss: Er wird mit »Berufsverbot« belegt.

IX

1987 ist für Horbelt Schluss mit dem Trauma Fernseharbeit. Für ihn und seine Lebenspartnerin Sonja Spindler bricht eine neue schriftstellerische Phase an, die eng verbunden ist mit ihrem neuen Wohnsitz an der portugiesischen Algarve-Küste. Inzwischen hatte das Autorengespann beim Eichborn-Verlag und bei rororo auflagenstarke populärwissenschaftliche Werke aus dem Bereich Kulturgeschichte herausgebracht: *Tante Linas Nachkriegsküche. Mehr Erlebnisse und Kochrezepte in Geschichten und Dokumenten* (Eichborn 1983, 1985; rororo 1985, 1986, 1987); *Wie wir hamsterten, hungerten und überlebten. 10 Frauen erzählen. Erlebnisse und Dokumente* (Eichborn 1983) sowie ... *erzähl mal was vom Krieg. 10 Frauen erinnern sich. Erlebnisse und Dokumente* (rororo 1986). In diesen Kontext gehört ferner die Publikation *Die deutsche Küche im 20. Jahrhundert. Von der Mehlsuppe im Kaiserreich bis zum Designerjoghurt der Berliner Republik. Ereignisse, Geschichten, Rezepte* (Eichborn 2000).

All diese Bücher zeigen Horbelt als akribischen Recher- cheur, der ohne jeden »Schmus« Fakten präsentiert und diese sozialkritisch konnotiert. Als Beispiel hierfür ein Aus- zug aus dem Vorwort von *Die deutsche Küche im 20. Jahr- hundert*: »Küchengeschichte ist ein Stück Kulturgeschichte. [...] Hier soll »Die deutsche Küche im 20. Jahrhundert« dargestellt werden. Wer dieses 20. Jahrhundert in Deutsch- land betrachtet, wird ziemlich genau in dessen Mitte eine deutliche Zäsur feststellen. Fünfzig Jahre lang mussten die meisten der Menschen, die in Deutschland wohnten und arbeiteten, mit unzureichender Ernährung, mit Hunger

und deren Auswirkungen kämpfen. Erst mit Beginn des ›Wirtschaftswunders‹ galt die Lebensmittellage als gesichert, und alle hatten genug zu essen. Und noch etwas fällt auf: Die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln wurde in Deutschland (und sicher nicht nur dort) zu unterschiedlichen Zeiten immer wieder politisch instrumentalisiert. Dem Menschen, der sich essend den Magen zu füllen versucht, ist immer auch der Kopf ›gefüllt‹ worden. Und ebenso wurde auch mit Hunger Politik gemacht. Die ›großen‹ Kriege des 20. Jahrhunderts wurden (angeblich) der Ernährung wegen geführt. Im Ersten Weltkrieg hieß es, die Feinde wollten Deutschland aushungern. Im Zweiten Weltkrieg wurden Polen und später die Sowjetunion überfallen, um dem deutschen Volk ›Raum‹ zu geben, landwirtschaftliche Flächen, um die Ernährung zu sichern. Und es hieß von den Nazis: ›Am Kochtopf wird der Krieg gewonnen‹. Krieg hat immer auch mit Essen zu tun. Selbst heute, bei uns. Wer heute rüstet, muss wissen, dass deswegen Menschen verhungern. In Äthiopien und im Sudan, in Bangladesch und anderswo. Alle zehn Sekunden sterben in den armen Ländern der Erde fünf Kinder an den Folgen von Unterernährung, alle zehn Sekunden werden 200.000 Euro für die Rüstung ausgegeben, wieder um Menschen zu töten, Zivilisten zumeist, Frauen, Kinder [...]. ›More bombs = less food!‹ so war es auf einem Plakat zu lesen, das ein Mann bei einer Kundgebung zum 1. Mai 1999 in Saarbrücken hoch hielt – eine Reaktion auf den Krieg in Jugoslawien. Treffender kann man es nicht ausdrücken. Aber Ernährungsgewohnheiten wurden auch in anderer Weise von Politikern und Wirtschaftsmagnaten funktionalisiert. Die Amerikanisierung in Europa und vor allen Dingen in Deutschland begann mit dem ›Siegesszug‹ von Coca-Cola nach dem Zweiten Weltkrieg, einem Produkt, das von den US-Amerikanern für ein Lebensmittel gehalten wird. Die ›Fresswelle‹ in den fünfziger Jahren hat mit dazu beigetragen, die Wirtschaft anzukurbeln, nicht nur in der Nah-

rungsmittelproduktion. Die Politik dieser Jahre war darauf ausgelegt, die Kaufkraft zu fördern und heizte die Nachfrage vor allem nach Küchengeräten kräftig an, waren sie doch sichtbarer Ausdruck wachsenden Wohlstandes.«

An der Algarve betätigt sich Horbelt auch als Bearbeiter von Reiseführern¹⁷, einem Golf-Führer und als Herausgeber (*Zwei Reisen an die Algarve: Robert Southey und Hermann von Maltzan, zwei Touristen im 19. Jahrhundert*, 2000). Und ist erfolgreich damit. Sein Buch *Favas, Fisch und Feigenbrot. Vom Essen und Trinken an der Algarve. Kochrezepte und Geschichten* (1993) kommt auf mindestens fünf Auflagen.

X

Zu erwähnen ist aus jener Zeit auch *Die Tote in der Zisterne. Ein Kriminalroman aus der Algarve* (1999), den Horbelt bei der *Edition Al Gharb* quasi im Selbstverlag herausbringt (1999). Erneut tritt der Journalist Mack auf, den wir bereits aus *Die Zwangsjacke, Das Projekt Eden* und einer *Herrn-Hintze*-Episode kennen. Er ist inzwischen in die Jahre gekommen. Das haben ihm zumindest seine jungen Kollegen aus der Redaktion zu verstehen gegeben. Man setzt ihn kurzerhand vor die Tür. Mack, einst ein erfolgreicher Reporter und »Schnüffler«, will sich eine Auszeit gönnen und mietet ein Haus an der Algarve, seinem bevorzugten Urlaubsort. Dann passiert in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ein Mord. Der Tod einer 48-jährigen Aussteigerin mit Hang zur Esoterik wird jedoch offiziell als Selbstmord deklariert. Die Polizei ermittelt kaum, es soll auffällig rasch Gras über die Sache wachsen. Mack stößt auf immer neue Ungereimtheiten und kommt einem Obermafiosi auf die Spur, der durch korrupte Immobilienverschie-

¹⁷ Zu nennen ist hier: *Leben an der Algarve. 1000 Tips für Urlauber und Residenten, für Langzeit-Touristen und Aussteiger* (Lagoa: Vista Ibérica Publ. 1995).

bungen und Drogenhandel die Region fest in der Hand hat. Zuletzt bekommt er es mit dem Boss höchstpersönlich zu tun...

Die Tote in der Zisterne ist spannend erzählt und enthält viele überraschende Wendungen. Horbelts Enthüllungen werfen ein mehr als ungünstiges Licht auf eine Landschaft, die Mack über alles lieben lernt. Nach der Trennung von seiner in Deutschland verbliebenen Frau will er sich ganz hierher zurückziehen, um Land und Leute noch besser zu verstehen. In dieser Hinsicht ist *Die Tote in der Zisterne* ein Buch voller Lokalkolorit und Einblicken in eine fremde Lebenswelt. Zugleich ist der Roman aber auch ein Insider- und Schlüssellochroman über kriminelle Machenschaften, die an der Algarve-Küste an der Tagesordnung sind. Nicht zuletzt ist *Die Tote in der Zisterne* auch ein autobiografisches Buch. Wie Horbelt, so verfasst auch Mack einen Reiseführer über die Algarve. Nimmt man die Information aus *Die Zwangsjacke* hinzu, ist Mack Jahrgang 1944, was mit Horbelts Geburtsjahrgang übereinstimmt. In seinem Krimi hat Horbelt seinem literarischen Alter Ego also erneut eine Stimme gegeben. Diesmal, um lakonische lebensphilosophische Betrachtungen zum Besten zu geben.

XI

Nicht zu vergessen sind mehrere Bücher, die Horbelt für Kinder verfasst bzw. zusammengestellt hat. Zu nennen ist beispielsweise der von Horbelt im Auftrag des WDR herausgegebene und bearbeitete Band *Mut zum Träumen. Wie Kinder sich ihre Zukunft vorstellen, gemalt und geschrieben für den WDR-Wettbewerb* (1987). Wenige Monate vor seinem Tod schließt Horbelt den Band *Die Kinder von Buchenwald. Texte und Zeichnungen von Überlebenden* ab, der postum von Hugo Ernst Käufer herausgegeben wird (Bielefeld 2005). »Minutiös wird hier der schicksalhafte, ja grauenvolle Weg von jüdischen Kindern nachgezeichnet, deren Eltern in den Vernichtungslagern umgekommen

sind; Kinder, die überlebten, weil sie bis zum Schluss des Naziterrors Zwangsarbeit verrichten mussten. Die Inferno-Stationen der Kinder hießen Auschwitz, Groß-Rosen, Buchenwald. Nach der Befreiung durch amerikanische Soldaten hatte der Leidensweg ein Ende. In der Schweiz, wo die überlebenden Kinder vorübergehend zur Erholung von den Entbehrungen aufgenommen wurden, sind die in diesem Buch versammelten Zeichnungen, Geschichten, Briefe und Erinnerungen entstanden, nicht zuletzt auch als Selbsttherapie, als Versuch der Befreiung von dem tiefsitzenden Trauma ›der Tod ist ein Meister aus Deutschland‹ (Paul Celan)« – so der Herausgeber.¹⁸ Ergänzend dazu Jochen Grywatsch: »Es ist Rainer Horbelt postum zu danken, dass er dazu beiträgt, die Erinnerungen, Geschichten, Briefe und Zeichnungen Betroffener zu erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es sind diese Worte und Bilder der kindlichen Opfer, durch die das Unbeschreibliche Ausdruck findet.«¹⁹

XII

Überblickt man Horbelts Gesamtwerk (einschließlich seiner filmischen Arbeiten), ergibt sich ein eher disparates Bild. Auch nach vielen hundert Seiten Lektüre ist man dem Autor nicht wirklich nahe gekommen. Dieser nimmt sich – abgesehen von *Die Tote in der Zisterne* – ganz zurück, bleibt außen vor, ganz so, wie es »Don Sensburg« gleich zu Anfang von *Das Projekt Eden* zum Ausdruck bringt: »Das Tagebuch beginnt, wie Tagebücher zu beginnen haben. Mit Entschuldigungen. Dafür, daß diese Aufzeichnungen wenig Privates enthalten, weil mich – siehe Brecht – mein Privates ›nicht eben sehr interessiert« (S. 7).

¹⁸ *Die Kinder von Buchenwald* (Anm. 6), S. 187f.

¹⁹ Jochen Grywatsch: *Nachbemerkung*. In: *Die Kinder von Buchenwald* (Anm. 18), S. 196.

Stattdessen lernen wir einen Medienarbeiter kennen, der auf unterschiedlichsten Bühnen reüssierte – immer engagiert, ambitioniert, professionell, innovativ und mit einem ausgeprägten Hang zum Perfektionismus. Horbelt war ein ausgesprochen politischer Mensch, wobei er seinen 68er-Idealen (über jede Parteigrenze hinweg) treu blieb. Für ihn war Literatur ein Medium der Aufklärung und eine Anleitung zum Widerstand gegenüber Ausbeutung, »Volksverdummung« und gesellschaftlichen Missständen.

Es hat eine eigene Tragik, dass Horbelt weniger mit seinen literarischen Werken erfolgreich war (obwohl vor allem seine Erzählungen eine bleibende Bekanntheit verdient hätten) als mit Büchern, die man auf den ersten Blick nicht mit Horbelt identifiziert: kulturhistorischen Kochbüchern und Reiseführern. *Tante Linas Kriegskochbuch* erlebte beispielsweise acht Auflagen. Doch auch hier hat sich der vom Medienbetrieb enttäuschte Autor nicht selbst verleugnet. Seine populärwissenschaftlichen Kompendien sind keine Nostalgie-Literatur. Es handelt sich vielmehr um sorgfältig recherchierte Beiträge zur Kulturgeschichte. Horbelt machte es sich auch hier nicht einfach.

Viele literarische Facetten und Farben sucht man bei ihm vergeblich: Das Lyrische, das Humoristische, das artistische Spiel, l'art pour l'art... Prägend blieb für ihn das filmische Schreiben, das Drehbuch, die auf den Punkt konzentrierte Inszenierung. Hier war Horbelt ein Meister seines Fachs. Eine Frage drängte sich mir immer wieder auf: Hat Horbelt sein literarisches Glück gefunden? Für mich blieb er ein notorisch Suchender, ein Rastlos-Tätiger, jemand der, siehe oben, »immer unter Strom« stand. Erst in seinem letzten Buch, seinem Krimi *Die Tote in der Zisterne*, blicken wir etwas näher hinter die Fassade des Autors. Die Person des Mack ist ein eigenwilliger, hellwacher Einzelgänger, der wenig Wert auf sein Äußeres und Konventionen legt und inzwischen auch dem Relaxen etwas abgewinnen kann. Aber auch hier blieb Mack/Horbelt der, der er schon im-

mer war. Eben deshalb verfolgt er mit aller Hartnäckigkeit die Idee, einen von der Polizei bereits aufgegebenen Mordfall zu lösen. Er kann nicht anders. Das Streben nach Gerechtigkeit lässt ihn nicht los.

Textnachweise

Der Platz, aus: *Beispiele. Beispiele. Texte aus der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen*. Hg. von Hugo Ernst Käufer. Recklinghausen 1969, S. 18-22 – *Schriftliche Aufzeichnungen des Hans Lenes aufgrund einer Vereinbarung mit dem Fernsehredakteur einer Westdeutschen Rundfunkanstalt*, aus: *Die Zwangsjacke*. Düsseldorf 1973, S. 77-94 – *Arbeitsinsatz; Schigolett. Über Möglichkeiten den Kunstbetrieb zu vermenschlichen* aus: *Schigolett. Geschichten aus einer schwarzen Welt*. Leverkusen, Köln 1977, S. 52-89; S. 92-136 – *Herr Hintze denkt über seinen Aufstieg nach; Herr Hintze und die Historie; Herr Hintze leistet Entwicklungshilfe*, aus: *Geschichten vom Herrn Hintze*. Leverkusen, Köln 1978, S. 8-11; 38-40; 53-55 – *Einleitung; Einige Anmerkungen zum Wesen des Bürokrats; Besondere Merkmale; Die zweite Stufe der Folter: ein persönlicher Besuch; Formulare Formulare*, aus: *Bürokrats wir kommen! Tips und Tricks zum Ärgern der deutschen Beamtenseele*. Frankfurt 1984, S. 5-10; S. 17; S. 21-23; S. 93-95; S. 121-124 – *Das Projekt Eden oder die große Lüge der Fernseh-Macher*. Frankfurt 1985, S. 156-162; S. 193-195 – *Die Tote in der Zisterne. Ein Kriminalroman aus der Algarve*. Herne 1999, S. 20-31; S.181-186.

Dank

Der Herausgeber dankt Claudia Deipenbrock für ihre Mithilfe bei der Manuskripterstellung und für redaktionelle Tätigkeiten.